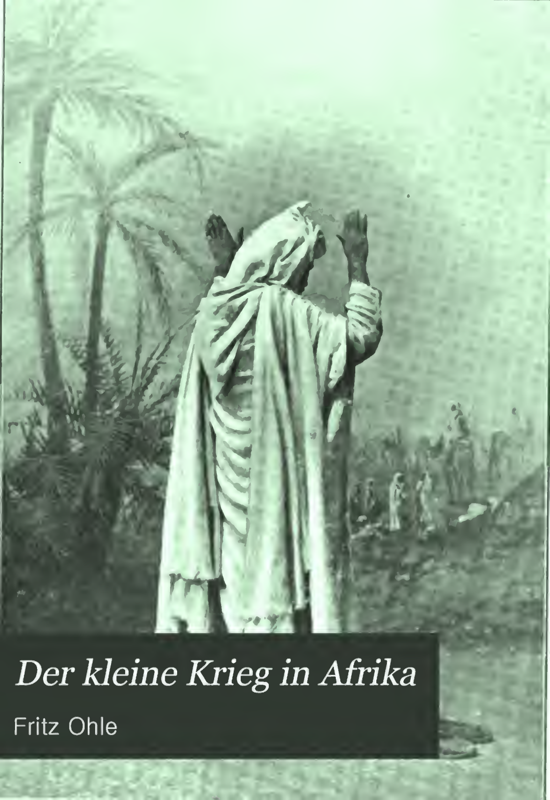
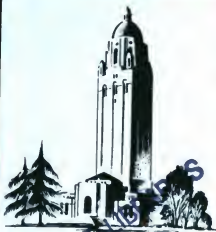
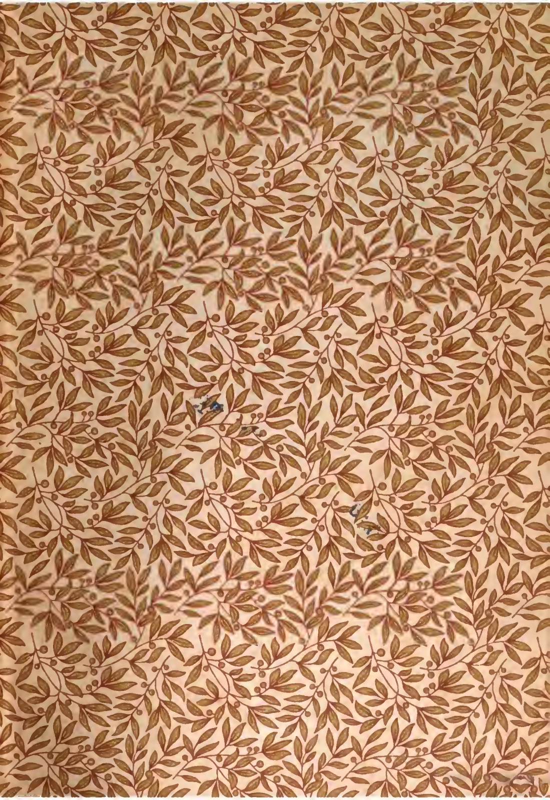


Der kleine Krieg in Afrika

Fritz Ohle

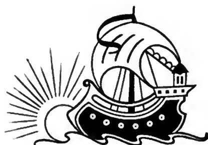






Fritz Ohle.

Der kleine Krieg in Afrika



Aus der Erinnerungs- und Bilder-Mappe eines Offiziers der französischen Fremden-Legion.



Berlin 1905.
Verlag Wilhelm Baensch
Buchdruckerei und Verlagsbuchhandlung
Aktien-Gesellschaft.

Inhalts-Verzeichnis.





Erstes Kapitel.

Mein Ritt nach Figig.



Ein Jahr lang, bevor die berittene Kompagnie (compagnie montée) des 1. Fremdenregiments weiter nach Süden vorgeschoben und ihr Standquartier in Djenan-ed-Dar erhielt, hatte dieselbe in Aïn-Sefra ihre Garnison. Der Dienst an diesem heißen Orte war nicht besonders streng. Wenn wir uns nicht gerade auf der Suche nach arabischen oder marokkanischen Räubern befanden, hatten wir absolut nichts zu tun; wir lagen hier, wie die Kosaken am Don, auf der Hochwacht; alles Exerzieren und Soldatenspielen war verpönt in der Kompagnie. Das öde Dorf Aïn-Sefra bot nicht die geringste Zerstreuung; man wußte oft wirklich nicht, wie man die Zeit totschlagen sollte.

Da war es gewiß kein Wunder, wenn man auf allerlei abenteuerliche Pläne verfiel. So kam ich denn auf den Gedanken, dem benachbarten Raubstaate Figig einen Besuch abzustatten. Gerade jetzt, wo der Maurenstaat Marokko zum afrikanischen Wetterwinkel sich auswächst, wo es im ganzen Lande so bedenklich gährt und der Ausbruch einer Revolution gegen den Sultan bevorzustehen scheint, ist es gewiß nicht uninteressant, einmal einen Blick zu werfen auf jenen kleinen Freistaat, der in der Südostecke Marokkos sich befindet und von dem die Afrika-Forschung bisher so wenig, eigentlich noch gar nichts berichtet hat. —

Die nachstehende Schilderung der interessanten Episode möchte umso mehr Interesse erwecken, wenn ich vorausschicke, daß gerade

Figig, wo an der Spitze des kleinen Staatswesens seit vielen Jahren noch immer der greise, intelligente Araber-Scheik Bu Amama, der Erzfeind der Franzosen und Freund des Prätendenten Bu Hamara und des bekannten Perdicaris-Räubers Raïs Uli, steht, der Herd und Ausgangspunkt der jetzigen marokkanischen Wirren ist, und daß es gerade Figig sein wird, auf das die Blicke der Welt sich immer mehr richten werden.

Als im Jahre 1875 die Araber im Süden der Algerie in Massen sich erhoben, um das ihnen verhaßte französische Joch abzuschütteln, wählten sie zu ihrem Anführer den in ihrem Volke berühmten Scheik Bu Amama. Auf beiden Seiten wurde mit einer Erbitterung ohne Gleichen gekämpft. Aber trotz allen Heldenmutes und aller fanatischen Begeisterung mußten die Aufständischen immer mehr und mehr vor den andringenden französischen Truppen zurückweichen. In die öden Täler des Atlasgebirges gedrängt und hier von den unbarmherzigen Feinden Tag und Nacht wie das Wild gehetzt, sahen die Araber bald keinen anderen Ausweg mehr, als die Waffen zu strecken und der Gnade der Eroberer sich zu ergeben.

Unter den wenigen Chefs, die sich in dies harte Los nicht schicken wollten, befand sich in erster Reihe der tatkräftige Bu Amama. Er haßte die Franzosen zu glühend, um sich ihnen ergeben zu können. Er führte den aussichtslosen Kampf noch eine zeitlang fort, schlug sich schließlich heldenmütig durch die Reihen der Feinde und floh mit den wenigen Getreuen, die ihm geblieben waren, über die algerische Grenze auf marokkanischen Boden. Hier zog er sich in das kleine Dorf Figig zurück, wohin die Franzosen ihm nicht folgen konnten und durften. In unglaublich kurzer Zeit baute nun Bu Amama das vorher so unbedeutende Dörfchen, welches aus wenigen verfallenen Lehmhütten bestand, zu einer Festung aus und gründete damit die heutige Republik Figig, deren Oberhaupt er noch jetzt ist. —

Figig — die eigentliche Stadt heißt Senaga — liegt 57 km von der Grenze der Provinz Oran. Doch bis auf die Grenze geht hierorts kein Franzose. Alle Truppen, welche zu Beobachtungen ausgeschickt wurden, durften nur bis zu einem Orte, dem



Französisches Kriegslager in der Nähe von Figig.

Hadjerat M'Guil am Oued Dermel vorgehen. Von hier aus kann man Senaga durch die dünne Wüstenluft in der Ferne sehr gut sehen.

Mit diesem Beschauen aus der Ferne hatte man sich schon Jahrzehnte lang begnügt. Ich aber fühlte nun das unwiderstehliche Verlangen, mir diese sagenumwobene Stadt einmal aus möglichster Nähe anzusehen. Diese Absicht rief selbst bei den beherztesten Kameraden ein wahres Entsetzen hervor, und der Major, bei dem ich mir Urlaub erbat, schüttelte den Kopf und zweifelte an meinem Verstande.

Obgleich infolge des Überfalles der Senaga-Leute auf den General-Gouverneur Jonnart und den ihn begleitenden General O'Connor die Franzosen am 1. Pfingsttage 1903 die Stadt Senaga mit ein paar Kanonenschüssen bombardiert haben, ist es bis heute doch noch keinem Europäer gelungen, in die Stadt selbst einzudringen und von dort Nachricht zu bringen. Verschiedene Angehörige der Fremdenlegion haben zwar wiederholt den Versuch dazu gemacht; alle sind wohl in die Höhle des Löwen hinein, keiner aber ist jemals wieder herausgekommen. Es herrscht daher auch heute noch ein vollständiges Dunkel über das Wesen dieses kleinen nordafrikanischen Freistaates, der einen Quadratinhalt von kaum 70 km besitzt. Figig ist eine Republik, welche nur dem Namen nach zu Marokko gehört und an den Sultan einen jährlichen Tribut zahlt — das heißt, wenn es ihn nicht schuldig bleibt, was schon seit Jahren der Fall sein soll. —

Mein Freund Dr. Henri Guizot, unser Bataillons-Arzt, ein Enkel des bekannten französischen Staatsmannes, hatte schon so manchen tollen Ritt mit mir gemacht. Als ich ihm nun meinen Plan, nach Figig reiten zu wollen, mitteilte, erklärte er sich ohne viel Besinnen bereit, mich zu begleiten.

Früh am nächsten Morgen verließen wir beide in aller Stille zu Pferde, gut bewaffnet und mit Lebensmitteln für sechs Tage versehen, Aïn-Sefra, um den Ritt durch die weite Ebene nach Figig zu unternehmen. Nach einem achtstündigen scharfen Ritt lag die große Ebene hinter uns. Wir kamen nun in die wie von Cyklopen

aufgetürmte Felsenkette des Atlasgebirges, welches hier in einem mächtigen Ausläufer die Ebene durchschneidet. Langsam durchritten wir das vor uns liegende öde Tal bis Sfissifa, um nach Verlauf von etwa drei Stunden wiederum in eine weite, diesmal jedoch von Hügeln unterbrochene Alfalandschaft zu kommen. —

Es lag ein eigenartiger Zauber über dieser vom blendenden Sonnenlicht überfluteten afrikanischen Prärie. Das hohe Alfagras, vom Winde leicht gewellt, erinnerte an die reifenden Kornfelder der Heimat. Der ringsum wachsende wilde Thymian verbreitete einen milden, angenehmen Duft. Aber eine geheimnisvolle, beengende Stille empfing uns — kein Laut, weder der eines Vogels, noch eines Insekts, drang an unser Ohr. Schweigend ritten wir dahin — jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Wir fühlten uns an diesem Sonntag beide recht einsam und verlassen in dieser öden afrikanischen Wüstenwelt! —

Dr. Guizot saß auf seinem Pferde, pustete fortwährend und wischte sich den rinnenden Schweiß von dem glühenden Gesichte. Plötzlich hielt er mit einem Ruck seine treue Rosinante an und rief in überzeugendem Brustton: „Ich wünschte nun aber doch, wir kämen bald an ein Wirtshaus! — Diese schreckliche Hitze hält ja kein Christenmensch mehr aus!“ — Ich mußte lachen über den originellen „Wirtshausgedanken“ in der Sahara und über das komische Gesicht meines Freundes. — Ich reichte ihm die Weinflasche und deutete auf eine vor uns liegende Hügelkette. Wir saßen jetzt elf Stunden lang ununterbrochen im Sattel. Wir und unsere Tiere waren von dem langen Ritt sehr ermüdet und fühlten das dringende Bedürfnis, ein wenig Rast zu machen. Am Fuße eines kleinen Berges saßen wir ab und fanden hier nach einigem Suchen auch ein Wasserloch, so daß unsere armen Pferde den brennenden Durst löschen konnten.

Nach kurzem Aufenthalte ging es dann weiter auf Djenien-Bou-Rezg zu, wo wir gegen 8 Uhr abends, von den dortigen Kameraden mit Jubel empfangen, zwar recht ermüdet, aber doch wohlbehalten ankamen.

Das Fort Djenien-Bou-Rezg ist einer der äußersten Militärposten, die Frankreich auf dieser Seite hat — 40 km von der

marokkanischen Grenze entfernt. Diese Entfernung jedoch hindert die Gums des Bu Amama keineswegs, ab und zu Streifzüge bis unter die Mauern des Forts zu unternehmen, ohne jedoch zu wagen, den Posten offen anzugreifen. Die wilden Kabylenhorden wissen, daß es für sie in einem solchen Falle arg blutige Köpfe absetzen würde. —

In Djenien-Bou-Rezg verlebten wir im Kreise der Kameraden von der sog. „leichten afrikanischen Infanterie" einen fidelen Abend, an den ich noch heute mit Vergnügen denke. —

Am nächsten Morgen früh 3 Uhr saßen wir jedoch wiederum im Sattel. Die ersten 30 km ging es in scharfem Trabe vorwärts — wir befanden uns noch auf französischem Boden und fühlten uns ziemlich sicher. Gegen 7 Uhr tauchten die Palmen der Oase Hadjerat M'Guil vor uns auf. Von hier an war äußerste Vorsicht geboten. Wir hatten jetzt den Fuß auf ein Gebiet gesetzt, das, wie wir nur zu gut wußten, fortwährend von feindlichen Marokkanerbanden durchstreift wurde. Auf unserem weitern Wege konnten uns die Pferde nichts mehr nützen. So beschlossen wir, die Tiere in dem hohen Schilf des wasserlosen Dermel zu verbergen.

Eine Stunde später befanden wir uns auf einem Hügel, von dem aus wir die ganze Gegend gut übersehen konnten. Die Luft war wunderbar klar, und man glaubte, Gegenstände, die weit in der Ferne lagen, mit den Händen greifen zu können. Vor uns lag die Stadt Senaga, deren schlanke, weiße Minaretts aus dem Grün des Palmenwaldes geheimnisvoll hervorschimmerten.

Doch wir mußten näher an die Stadt heran. Vorsichtig glitten wir auf der andern Seite des Hügels hinab und schlichen, jeden Alfabusch und jeden Stein als Deckung benutzend, eine ganze Stunde lang das Flußbett hinauf. Plötzlich gab Dr. Guizot mir ein Zeichen mit der Hand. Er legte das Ohr auf die Erde und horchte. Erregt sprang er auf und rief: „Araber — Gums kommen!"

Blitzschnell warfen wir uns platt auf den Boden, umschlossen mit fester Hand das Gewehr, bereit, uns tapfer zu verteidigen, falls man uns entdeckte und angriff. —

Wir brauchten nicht lange zu warten. Kaum 200 m von uns entfernt, sausten auf ihren feurigen Berberhengsten etwa 40 Gums in ihren weißen, wallenden Beduinenmänteln, die langen Flinten in den Fäusten, vorüber. Scharf spähten die Wüstensöhne, die keine Ahnung hatten, daß sie in einer Entfernung von nur wenigen Metern von zwei so bitter gehaßten, französischen Offizieren beobachtet wurden, nach rechts und links aus. Wir waren aber durch Oleandergebüsch und Alfastauden so gut gedeckt, daß selbst diese braunen Räuber mit den scharfen Adleraugen uns nicht entdecken konnten.

Die Gums jagten vorüber, und bald deutete nur in der Ferne eine aufwirbelnde Staubwolke an, daß dort ein Trupp Reiter im Galopp dahinsauste. —

Die Gefahr einer Entdeckung war vorläufig vorüber, daher drangen wir langsam zwischen den hohen, stacheligen Kaktuspflanzen und dem dichten Oleandergebüsch weiter vor. Nach unsäglichen Mühen und Anstrengungen erreichten wir in der Nähe der Stadt einen Hügel, auf dessen Spitze ein alter, zerfallener Marabut (kleine mohamedanische Kapelle) sich befand. Wir waren dem alten Mohamed recht dankbar dafür, denn ein schöneres Observatorium hätte er uns zur Beobachtung seiner heiligen Stadt hier nicht hinstellen können. —

Vor uns, kaum 3 km entfernt, lag in einem herrlichen Palmenwalde die Märchenstadt Senaga, hell vom blendenden Sonnenlicht umwoben. Es war ein großartiger, feenhafter Anblick! —

In keckem Wagemut faßten wir den Entschluß, uns noch näher an die Stadt heranzuschleichen; nach einigem Überlegen jedoch gaben wir diesen tollkühnen Plan, dessen Ausführung uns, wenn man uns in unseren hellen Flanellröcken von den Festungswällen und Beobachtungstürmen aus entdeckte und gefangen nahm, unbedingt den Kopf kostete, wieder auf. Wir durften ja auch schon sehr damit zufrieden sein, daß es uns gelungen war, unentdeckt so nahe an die Stadt herangekommen zu sein. —

Die eigentliche Stadt Senaga ist halbmondförmig gebaut und lehnt sich an einen hohen Felsenrücken, an den sog. „Judenberg",

an. In einer Entfernung von 1½ km zieht sich um die Stadt, Forts gleich, ein Ring von sieben befestigten Dörfern herum, welche den ersten Verteidigungskreis bilden. Jeder Punkt ist mit einer großartigen strategischen Geschicklichkeit ausgenutzt worden. Hohe Wälle umgeben jedes einzelne Dorf. Je zwei oder drei dieser Dörfer sind durch einen von Mauern geschützten Weg miteinander verbunden. Von unserm Beobachtungsposten aus konnten wir mit den Gläsern ganz deutlich die auf den Wällen befindlichen Kanonen wahrnehmen.

Übrigens wußten wir bereits ganz genau, daß Geschütze, sogar französische Geschütze in Senaga sich befanden: Desertierte doch vor mehreren Jahren von dem Militärposten Mecheria aus ein französischer Artillerie-Hauptmann mit seiner ganzen Batterie! Von diesen Deserteuren ist niemals einer zurückgekehrt. Man geht also gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, daß dieser Kapitän es war, welcher hauptsächlich die Verteidigungswerke von Figig ausführte, — woher sonst sollten diese Kabylen die Kenntnis der modernen europäischen Fortifikation haben. Ich habe festgestellt, daß die ganzen Festungsanlagen von Figig nach einem Plane der französischen Festung Toul erbaut sind.

Die hohen Sanddünen, welche sich im Halbkreis um die Stadt herumziehen, sind im Kriegsfalle von der größten Wichtigkeit: Dieselben stellen sich den Angreifern als ein gewaltiges Hindernis entgegen. Wer es nicht aus eigener Erfahrung weiß, kann sich gar keinen Begriff davon machen, welche Anstrengung es kostet, durch diesen feinen, vom Sirocco lose aufgeworfenen Sand sich hindurch zu arbeiten! Bis zu den Knieen versinkt man, und jeder Schritt muß mit vielen Schweißtropfen erkauft werden! —

Hinter diesen ersten Verteidigungswerken liegt die eigentliche Stadt Senaga, nochmals umschlossen von einer nach meiner Schätzung mindestens 10 m hohen, weißen Mauer. Anfänglich glaubten sowohl ich wie Dr. Guizot, wirklich massive Steinmauern vor uns zu haben, denn die Täuschung in dem blendenden Sonnenlicht war zu groß. Nach längerer, genauerer Beobachtung jedoch kamen wir zu der sichern Überzeugung, daß es nur gewaltige Lehmwände

waren. Die Feststellung dieser Tatsache war neu und allein unseres Wagestücks wert. Zum Schutze gegen Überfälle vonseiten der nur mit Gewehren und Lanzen bewaffneten feindlichen Wüstenstämme genügen sie vollkommen, einem Angriff aber der französischen Artillerie können sie nicht widerstehen. Ein Kanonenschuß wäre genug, um ein unheilbares Loch zu machen.

Aber dennoch versage ich Bu Amama nicht meine Anerkennung und Bewunderung über die geniale Anlage dieses weltfremden Wüstenbollwerks! Ich war sehr überrascht und hatte ein solches Werk hier im Süden Marokkos nicht zu finden gehofft. —

In der Mitte des Ostwalls, dem gegenüber wir standen, befindet sich ein großes Tor, geschützt durch einen gewaltigen, turmartigen Überbau, auf welchem sich, wie wir durch unsere Gläser sehr gut sehen konnten, ein Beobachtungsposten befand. Allenthalben tauchten aus dem schönen Grün der schlanken Dattelpalmen Befestigungswerke, Mauern, Minaretts und die flachen Dächer der in orientalischem Stil erbauten weißen Häuser hervor. Das Räubernest, dessen kriegerische Bewohner in die Umgegend, ja man darf sagen, durch die ganze westliche Sahara so unendlich viel Unglück und Jammer tragen, machte einen recht harmlosen, freundlichen Eindruck auf uns. —

Leider war es uns nicht vergönnt, die andere Seite der Stadt in Augenschein nehmen zu können, da dieselbe durch einen gleich einem Vorgebirge tief in den Palmenwald einschneidenden Bergrücken unseren Blicken verdeckt war. Aber sehr schön konnten wir von unserm Standorte aus das bunte, bewegte Leben beobachten, welches zwischen den Dörfern und der Stadt herrschte, woraus wir auf eine starke Bevölkerung Figigs schließen konnten. Man weiß aber nicht einmal annähernd, wie viel Menschen eigentlich dort wohnen. Oberstleutnant Hübner gibt in seinem vortrefflichen Werke: „Eine Pforte zum Schwarzen Erdteil" die Einwohnerzahl der Oase Figig mit 15,000 an. Diese Angabe stimmt mit meiner Schätzung überein. Sehr möglich ist es, daß die Einwohnerzahl eher größer, als kleiner ist. —

In der Ferne bemerkten wir eine viele Hunderte Kamele zählende Karawane, welche sich, durch die reine, klare Wüstenluft



Französische Truppen vor Figig.

gesehen, in übernatürlicher Größe am Horizont scharf abzeichnete. Sie kam von Norden und zog der Stadt zu, um diese aller Wahrscheinlichkeit nach mit Lebensmitteln und Munition zu versehen.

Fast regungslos, nur hin und wieder unsere Meinungen austauschend, lagen Dr. Guizot und ich, versunken im Anblick der geheimnisvollen Araberstadt, im Alfagrase. Es war, je länger wir die glänzenden Kuppeln der Moscheen, die schlanken, mit dem Halbmonde geschmückten, weißen, weithin schimmernden Minaretts betrachteten, wie ein Bild aus „Tausend und Eine Nacht". — Und ich weiß nicht, wie lange ich hier noch gelegen haben würde, um dies poesievolle Bild meinem Gemüt unauslöschlich einzuprägen, wenn nicht mein braver Begleiter mich aus meinem traumverlorenen Sinnen aufgerüttelt und, mit der Hand nach der Sonne zeigend, zum Aufbruch gemahnt hätte. — —

Die Sonne neigte sich, um bald in jenem blutigen Rot, wie man es nur in den Regionen der Sahara beobachten kann, hinter den hohen, zackigen Gipfeln der marokkanischen Atlasberge zu verschwinden. Dr. Guizot hatte Recht, es war höchste Zeit, nach Djenien-Bou-Rezg zurückzukehren, falls wir in diesem Gewirr von Hügeln nicht vom Dunkel der Nacht, die hier so unmittelbar hereinbricht, überrascht werden wollten. —

Noch einen letzten Blick warfen wir der Stadt des Bou-Amama zu —, dann zogen wir uns von unserm Standorte zurück. —

Mit derselben Vorsicht, mit welcher wir uns Figig genähert hatten, schlichen wir auch wieder, immer im hohen Alfagrase Deckung suchend, davon. Wir hatten bereits mehr als 2 km zurückgelegt und glaubten uns schon jeder Gefahr enthoben, als Dr. Guizot mich plötzlich am Arme zurückhielt, mich auf den Boden niederzog und mit der Hand auf eine etwa 400 m von uns entfernt dahinschreitende, in den landesüblichen Mantel gehüllte Arabergestalt hinwies. —

Eine solche Begegnung und an diesem Orte war fatal! — Wenn der Mann uns bemerkte, nach Figig eilte und dort unsere Anwesenheit verriet, so durften wir sicher auf eine Verfolgung seitens einer großen Zahl Gums zählen. Und was dann geschehen konnte,

entzog sich vollständig unserer Berechnung. Sollten wir den Araber entkommen lassen? — Ein Ruck — und mein Gewehr lag schußfertig an der Wange! — Im letzten Augenblick jedoch besann ich mich eines Besseren. Ich ließ das Gewehr sinken. — Schien es doch, als habe der Eingeborene uns gar nicht bemerkt; denn wir sahen, wie er sich, ohne auch nur den Kopf zu wenden, nach der Stadt zu entfernte. —

Unbesorgt setzten wir unsern Weg fort und gelangten ohne weiteren Zwischenfall in der Nähe des Oued Dermel an. Fast hatten wir das Versteck, in welchem unsere Pferde sich befanden und friedlich grasten, erreicht, als wir, zurückschauend, auf einmal sahen, wie in einer Entfernung von kaum 4 km ein Reitertrupp in der Richtung auf uns in gestrecktem Galopp zusprengte.

Das waren die braunen Söhne der Wüste, die Gums des Bu Amama! —

Wir waren also doch verraten und entdeckt worden! Wir wußten sehr gut, was die Glocke geschlagen hatte, wenn wir diesen Unholden lebendig in die Hände fielen! Ein Versuch, uns gegen die Übermacht verteidigen zu wollen, wäre Wahnsinn gewesen. Nur unsere Pferde konnten uns hier retten! Die Tiere waren gut trainiert, und wir konnten uns auf ihre Schnelligkeit und Ausdauer absolut verlassen. — Rasch entschlossen setzte ich die Finger an die Lippen — einige schrille Pfiffe ertönten und — Gott sei Dank! — mit freudigem Gewieher kamen die edlen Tiere herangesaust! — Im Nu saßen wir im Sattel — — und jetzt begann ein wahrer Todesritt, so wild, so rasend, wie ich ihn im Leben noch nie gemacht hatte und wünsche, ihn auch nie wieder machen zu müssen. Wie abgeschossene Pfeile flogen wir dahin! — —

Anfangs waren unsere Verfolger sehr im Vorteil, und es schien eine Zeit lang, als ob wir das Spiel verlieren würden. Unsere Pferde aber, die zu ahnen schienen, daß es sich hier um Sein oder Nichtsein handelte, griffen auf der weiten Ebene, die wie gemacht war zum Wettrennen, immer mächtiger aus. Die Entfernung zwischen uns und den Gums vergrößerte sich bald zusehends. Als die Bande dies bemerkte, brach sie in ein satanisches Wutgeheul aus

und feuerte ihre langen Beduinenflinten wiederholt auf uns ab. Die Kugeln flogen uns wie die Erbsen um die Ohren. Doch keine traf. Unsere Tiere schäumten, und uns selbst rann der Schweiß in Strömen vom Gesicht herab — — wir hatten bald den Höhepunkt unserer Leistung erreicht. — —

Doch schon tauchten in der vom Abendrot goldig angehauchten Ferne die schützenden Mauern der Redoute von Djenien-Bou-Rezg auf — noch 15 Minuten, und wir konnten in Sicherheit sein. Vorwärts gings! — Da plötzlich gabs einen gewaltigen Ruck — — ich wurde in weitem Bogen über den Hals meines Pferdes hinweg aus dem Sattel geschlendert, während gleich darauf das Tier selbst einige Meter von mir entfernt im Sande sich wälzte. — —

Das war eine nette Bescherung! —

„So — jetzt ist es vorbei!" war mein erster Gedanke.

Ich war bei dem Sturz in den weichen Sand nicht verletzt worden und glaubte nichts Anderes, als daß der Sattelgurt gerissen sei, oder mein Gaul die Beine gebrochen habe. Doch bald stellte sich die Sache zu unserm Glück viel harmloser heraus. Dr. Guizot war sofort vom Pferde gesprungen, und mit seiner energischen Hilfe gelang es mir, mein Tier, welches im Laufe offenbar mit einem Hufe in eine Alfastaude sich verwickelt hatte und infolgedessen gestürzt war, schnell wieder auf die Beine zu bringen.

Die verfolgenden Araber hatten den Unfall sehr wohl gesehen, denn ihr lautes Triumphgeschrei und der Hagel von Kugeln, der uns von neuem um die Ohren pfiff, gaben uns davon ein nur zu gutes Zeugnis.

Ebenso schnell fast, wie ich aus dem Sattel geflogen war, saß ich auch wieder in demselben. Es war aber auch die höchste Zeit! — Denn jetzt, nur wenige hundert Meter von uns entfernt, erschienen die Araber, die durch eine kleine Anhöhe einige Sekunden lang unseren Blicken entzogen gewesen waren, wieder auf der Bildfläche, die langen Flinten hoch in der Luft schwingend. — Offenbar glaubten sie, infolge des Unfalls uns nun doch noch in ihre Gewalt zu bekommen.

Aber sie sollten sich täuschen! — Wir wollten ihnen die Suppe noch ein wenig versalzen und ihnen zeigen, daß es nicht ganz so

leicht sei, Offiziere der Fremdenlegion gefangen zu nehmen. Eine Wendung im Sattel — und zwei Schüsse krachten zu gleicher Zeit! — Unsere Lebelgewehre hatten nicht gefehlt — hoch auf bäumten sich die Rosse der beiden vordersten Angreifer — wilde arabische Flüche tönten zu uns herüber — dann überschlugen sich die Tiere, ihre Reiter unter sich begrabend. — Stutzig gemacht durch unsern plötzlichen Widerstand und das Fallen ihrer Kameraden, hielten die feigen Wüstenräuber in ihrer Verfolgung inne. Das war, nachdem wir noch einige Schüsse in den wirren Haufen abgefeuert hatten, die jedenfalls auch gut getroffen, für uns der Moment, unseren Pferden wiederum die Sporen in die Flanken zu drücken. — —

In gewaltigen Sätzen, umschwirrt von den Kugeln und Flüchen der Araber, ging es vorwärts — und so erreichten wir in wenigen Minuten, gesund und wohlbehalten, die schützenden Wälle des Forts Djenien-Bou-Rezg, wo wir am Tore des bureau arabe von unseren schäumenden und ermatteten Pferden stiegen.

Unter der Tür empfingen uns Kapitän de Susbielle, der derzeitige Chef des dortigen bureau arabe, und seine Offiziere mit Ausrufen der Freude. Ihm hatte unser langes Ausbleiben bereits große Sorge gemacht, und er und seine Offiziere standen gerade im Begriff, die Pferde zu besteigen, um an der Spitze einer Abteilung Spahis in der Richtung auf Figig abzureiten und uns zu suchen.

Wir folgten gern der Einladung der Kameraden, auch den nächsten Tag noch in ihrem Kreise zu verleben und auszuruhen von den überstandenen Strapazen.



Zweites Kapitel.

Im Chott Tigri.



Ursprünglich war es unsere Absicht, von Djenien-Bou-Rezg direkt nach Aïn-Sefra zurückzukehren. Wir änderten aber trotz ernstlichen Abratens des Kapitäns des bureau arabe unsern Plan und beschlossen, einen Abstecher auf marokkanisches Gebiet zu machen. Wir wollten Abenteuer erleben, gleichzeitig aber auch der Wissenschaft dienen. Das Chott Tigri, die großen Salzsümpfe mit den gewaltigen Sanddünen im Südosten Marokkos, sollte unser vorläufiges Ziel sein. Mit neuen Lebensmitteln und reichlicher Munition versehen, machten wir uns nach herzlichem Abschiede von Kapitän de Susbielle und den Offizieren des Forts auf den Weg.

Sobald man das Tal von Djenien-Bou-Rezg, das etwa 20 km lang und 4 bis 8 km breit ist, nach Norden hin verläßt, setzt die Alfasteppe ein, welche sich viele Meilen weit ausdehnt und allmälig, was man am besten an dem gänzlichen Schwinden der Vegetation merkt, in das eigentliche Chott übergeht. Hier ist der Boden soweit das Auge reicht, mit einer weißen salpetrigen Salzkruste bedeckt. Im ersten Augenblick machte das Chott auf mich den Eindruck eines endlosen Schneefeldes und erinnerte mich an die verschneite heimatliche Lüneburger Heide, in der man im Winter auch auf viele Meilen in der Runde weder Baum noch Strauch

sieht. Während der Regenzeit verwandeln sich diese afrikanischen Salzfelder in Salzsümpfe, deren Boden dann so tief aufweicht, daß Jeder, der hierher sich verirrte, unfehlbar in dem tiefen Schlamme, aus dem giftige Dünste emporsteigen, versinken würde.

Einen ganzen Tag lang ritten wir durch diese Salzwüste, ohne ein Grashälmchen oder auch nur einen Stein zu Gesicht zu bekommen. Über uns den grau-blauen, wolkenlosen Himmel mit der brennenden Sonne, unter uns den harten, blendendweißen Salzboden, von dem die Sonnenstrahlen mit doppelter Gewalt zurückprallten, — das war gewiß alles, nur kein angenehmer Spazierritt. Solche Salzstrecken findet man in Nordwestafrika noch viele, nur nicht in so gewaltiger Ausdehnung wie hier in der südöstlichen Ecke Marokkos. Am Abend des zweiten Tages, seit wir Djenien-Bou-Rezg verlassen hatten, stiegen in der Ferne die mächtigen Sanddünen des Chott Tigri vor unseren Blicken auf. Das war unser Ziel. —

Diese Sanddünen sind eine bemerkenswerte, charakteristische Erscheinung in Nordafrika. Es macht einen sonderbaren, fremden Eindruck, wenn man von weitem diese langgestreckten, gelben Sandberge, wie sie in solcher Mächtigkeit und von so seltsamer Formenbildung auf der Erde wohl kaum ihresgleichen finden, vor sich sieht. Scheint die Sonne darauf, so muß man die Augen abwenden, um nicht von den Lichtreflexen geblendet zu werden.

Auch bei dem von mir erwähnten Dorfe Aïn-Sefra im Süden der Provinz Oran befinden sich solche Sanddünen. Für Aïn-Sefra bildeten diese beweglichen, vom Sirocco aufgewirbelten, ungeheuren Sandmassen seinerzeit eine sehr ernste Gefahr, da sie infolge ihrer Bewegung nach Norden hin die Kasernements und das tiefer gelegene Dorf unter sich zu begraben drohten. Im Jahre 1895 war die Masse bereits bis auf wenige Meter an die südliche Mauer der Redoute herangekommen, und der Tag schien nicht mehr fern, an dem die schönen Bauwerke und das ganze Dorf dem Untergange geweiht waren. Nur durch riesenhafte Anstrengungen, durch Arbeiten bei Tag und bei Nacht, namentlich durch die Anpflanzung von 12000 jungen Pappeln, konnte man die Gefahr der Verschüttung abwenden.

Von diesen großen Anpflanzungen ist heute fast gar nichts mehr zu sehen. Sie liegen längst unter dem Sande begraben. Jedoch hat man dadurch erreicht, daß die Dünen, welche bei jedem neuen Sirocco über Nacht ihre Gestalt und ihr ganzes Ansehen ändern, statt von Süden nach Norden jetzt dem Höhenzuge des Nascherki entlang von Osten nach Westen hin oder auch umgekehrt sich bewegen.

Die Sanddünen bei Aïn-Sefra sind eine Sehenswürdigkeit, sie werden aber von denen des Chott Tigri an Mächtigkeit noch bei weitem übertroffen. Bei einer Länge von vielen Meilen bilden dieselben in einer von Süden nach Norden berechneten Breite von 80 km ein fast undurchdringliches Gebiet. Vegetation existiert in diesen Sanddünen natürlich so viel wie gar nicht; nur hier und da ragen einige Büschel des eigenartigen „alfa maboul", eine sehr giftige Abart des Alfagrases, aus dem Sande hervor.

Man sollte glauben, in dieser traurigen Sandöde, in der nicht ein einziger Tropfen Wasser zu finden ist, könne kein lebendes Wesen existieren. Und doch — wenn man genauer hinschaut, entgeht dem aufmerksamen Beobachter nicht, daß es im Sande überall kribbelt und wimmelt. Da gibt es Millionen von Käfern, oft in der prächtigsten Färbung, zahlreiche Schlangen von ansehnlicher Größe, und Sandschildkröten, die ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen von den Arabern fleißig gesucht werden. Außerdem sind diese Sanddünen die Heimstätte giftiger Skorpione und Taranteln, vor deren Berührung man sich in acht nehmen muß. Der Biß dieser Tarantel, einer großen, häßlichen, gelbbraunen Spinne, wirkt, wenn nicht baldige Hilfe vorhanden ist, nach kurzer Zeit dauernd störend auf die Gesundheit, zuweilen tödlich; der Stich des Skorpions, besonders des schwarzen, hat zwar niemals den Tod zur Folge, ist aber recht schmerzend. Ich bin wiederholt von Skorpionen gestochen worden. Niemals aber habe ich dadurch, außer daß das gestochene Glied einige Tage lang entsetzlich schmerzte, irgend welchen Schaden an meiner Gesundheit gelitten. Wir finden in den Sanddünen auch noch die niedlichen, schön gefärbten „Sandfische". Das ist eine Eidechsenart mit fischähnlichem Körperbau und von außerordentlicher

Behendigkeit. Ich habe dieselben hier im Chott Tigri in einer Länge von einem halben Meter gefunden. Man sieht diese hübschen, ungefährlichen Tiere höchst selten in den zoologischen Gärten Europas; sie können hier das Klima nicht vertragen und sterben meistens schon auf der Seereise. Einige Prachtexemplare von Sandfischen, welche ich in den Sanddünen bei Aïn-Sefra gefangen und einem Freunde nach Südtirol schickte, kamen dort tot an. Ich habe darauf noch mehrfach den Versuch gemacht, diese Tiere lebend nach Frankreich und Deutschland zu schicken, aber immer hatte ich den gleichen Mißerfolg. —

Es war bereits spät abends geworden, als wir den Südrand der Dünen des Chott Tigri erreichten. Am Himmel stand der Vollmond, dessen Licht uns gestattete, noch einige Kilometer weit in die lautlose Sandöde vorzudringen, bis wir einen geeigneten Platz fanden, wo wir unser Zelt aufschlagen und übernachten konnten. Irgendwelche Gefahr, außer der, welche uns von den beweglichen Sandbergen, die turmhoch uns von allen Seiten umgaben, selbst drohte, war hier wohl kaum zu befürchten. Wir konnten daher unsere müden Glieder wohl sorglos auf den Decken ausstrecken und dem Morgen entgegenschlafen. Die Nacht verlief ruhig und ohne Zwischenfall; das Geheul der Hyänen und Schakale, die auch hier, wie überall auf unseren Expeditionen in Nordafrika, unsere Lagerstätte in weitem Bogen umkreisten, konnte uns nicht stören; wir waren an die nächtlichen Konzerte dieser Bestien schon lange gewöhnt. —

Der anbrechende Morgen fand uns schon fleißig mit Meß- und Vergleichungsarbeiten beschäftigt. Dabei drangen wir immer weiter gen Norden durch die gewaltige Sandwüste vor. Bald nach Sonnenaufgang hatten wir Gelegenheit, eine Fata Morgana zu beobachten, eine der schönsten, welche ich während meines Aufenthalts in der Sahara gesehen habe. In einem Gesichtswinkel von etwa 60 Grad spiegelte sich am westlichen Horizont in sehr klaren, scharfen Umrissen eine große Duar mit Zelten, Personen, Tieren, Bäumen und Gebüsch in gewaltiger Größe, jedoch auf dem Kopfe stehend, ab. Alle Figuren waren sehr deutlich zu erkennen, und



Französische Truppen in Algerien: Chasseurs d'Afrique.



Französische Truppen in Algerien: Chasseurs d'Afrique.

selbst die Färbung derselben war natürlich. Wir konnten diese Erscheinung fast zwei Stunden lang beobachten. Aber in demselben Maße, wie der feurige Sonnenball im Osten höher stieg, senkte sich das farbenprächtige Trugbild tiefer auf den Horizont gen Westen hinab, bis es in einem dichten Dunstschleier allmälig verblaßte und verschwand. Die Duar, deren Bild wir da oben in der Luft schwebend gesehen hatten, befand sich vermutlich mehrere hundert Kilometer von uns entfernt im Innern Marokkos. Solche Luftspiegelungen sind in der Sahara keineswegs so alltäglich, wie manche moderne Eintags-Reisende, die der Reklame halber von gewissen Zeitungen nach Egypten oder an einen andern ungefährlichen Ort Afrikas geschickt werden, uns vorplaudern wollen. Man kann oft ein Jahr und länger in der Sahara gereist sein, ohne eine Fata Morgana gesehen zu haben. Mir wenigstens war während meines achtjährigen Aufenthalts dort der Anblick dieses schönen Naturschauspiels nur dreimal zu teil geworden. —

Es war mittlerweile 2 Uhr nachmittags geworden. Der nördliche Rand der Dünen konnte nur noch wenige Kilometer entfernt sein. Nachdem wir eine Stunde geruht und uns und unsere Pferde gestärkt hatten, machten wir uns auf den Weg nach Taussera, einem algerischen Araberdorfe, etwa 70 km östlich vom Chott Tigri entfernt. Wir hofften, das Dorf am Abend zu erreichen. —

Bereits zwei Stunden lang hatten wir uns wieder mit unendlicher Mühe durch den feinen, gelben Sand hindurchgearbeitet. Der Tag war furchtbar heiß, aber die Luft war ruhig, und nichts ließ eine nahe Gefahr ahnen. Der Schweiß floß in Strömen, aber unbekümmert dessen marschierten wir, oft bis an die Kniee einsinkend, wacker durch den Sand weiter. —

Da — plötzlich und ganz unvermittelt — schlug an unser Ohr ein Sausen und Zischen, das uns mit Schrecken erfüllte. Eine glühendheiße Luft umfing uns; kein Windhauch regte sich — — aber dennoch dies unheimliche Brausen überall um uns und über uns! — — —

Dr. Guizot und ich waren schon zu lange in den Wüstenregionen Afrikas gewesen, um nicht sofort zu wissen, was das zu bedeuten hatte.

Es war der totbringende Sirocco, der giftige Samum, dieser schreckliche Wüstenwind, der nach Verlauf von wenigen Minuten über uns dahinrasen mußte. — —

Glutrot wurde der Himmel, die heiße Luft verfinsterte sich, und in der Ferne stiegen mächtige Sandmassen in Wolkenhöhe hinauf. Dr. Guizot und ich wechselten einen stummen Blick, — wir reichten uns die Hand, als ob wir auf immer Abschied von einander nehmen wollten. Dann aber blieb uns kaum Zeit, uns und unseren schnaubenden, am ganzen Körper heftig zitternden Pferden die eigens gegen diese Erstickungsgefahr angefertigten Schutztücher über den Kopf zu binden und uns, das Gesicht fest in die Hände gedrückt, auf den Boden zu werfen, als der entsetzliche Wüstensturm uns erreicht hatte und, stoßweise beginnend, fast 20 Minuten lang wie mit höllischen Gewalten über uns hinwegbrauste. —

Die armen, ebenfalls am Boden liegenden Pferde stöhnten jämmerlich; aber sie rührten sich nicht, da sie die Gefahr so gut kannten wie wir. — —

Im Nu waren wir unter dem feinen Sande, der durch alle Kleider, in Mund, Nase, Ohren und Augen drang, begraben, sodaß kaum noch etwas von uns hervorragte.

Das war einer der furchtbarsten Augenblicke meines Lebens! — — Ich rang vergeblich nach Luft und glaubte, in dem heißen Sande ersticken und verbrennen zu müssen! — —

Endlich — es schien eine Ewigkeit — war alles vorüber.

Grabesstille herrschte um uns. — —

Langsam gruben wir uns aus dem Sande heraus.

Als wir uns erhoben, waren wir matt zum Sterben; die trockene Zunge klebte am Gaumen fest; der Kopf schmerzte; alles drehte sich vor unseren Blicken im Kreise herum; die Augen waren mit Blut unterlaufen und brannten wie Feuer. Unsere armen Tiere waren ebenfalls halbtot und konnten kaum noch auf den Beinen stehen. —

Doch — wir waren gerettet und dankten Gott dafür! —

Nachdem wir unsere Pferde mit dem Wasser, das wir noch in den mitgeführten Ziegenschläuchen fanden, getränkt und uns selbst



Französische Truppen in Algerien: Spahis.

mit einem kräftigen Schluck Wein die ausgetrocknete Kehle angefeuchtet hatten, machten wir uns wieder auf den Weg nach Taussera.

Kein Wölkchen zeigte sich am Himmel, und die afrikanische Junisonne, der wir ganz schutzlos ausgesetzt waren, brannte mit unbarmherziger Wucht auf uns herab.

Die Sanddünen lagen bald hinter uns, und wir hatten wieder festen Boden unter den Füßen. So waren wir bereits zwei Stunden in gemäßigtem Trabe geritten, als sich uns unerwartet eine neue Erscheinung bot, welcher man in der Algerie zwar häufig begegnet, die aber dessen ungeachtet doch unser ganzes Interesse erregte. Vor uns am Horizont stieg eine mächtige Wolke auf, die sich, indem sie sich uns in Windeseile näherte, rechts und links rapid über den ganzen Gesichtskreis ausbreitete.

Wir wußten sehr wohl, daß das, was wir da vor uns sahen, keine eigentlichen Wolken waren; denn Wolken sind in dieser heißen Wüstenregion, wo es im Jahre kaum einmal regnet, ein gar seltener Artikel.

Es war vielmehr ein ungeheurer Schwarm großer Heuschrecken. —

Diese Heuschrecken-Wolke besaß nach unserer Schätzung eine Breite von mehreren Kilometern, und es dauerte eine volle Stunde, ehe sie mit ihrem unheimlichen, knisternden Geräusch, welches von dem Flügelschlage der gefräßigen Tiere herrührte, über uns hinweggeflogen war. Da kann man sich einen annähernden Begriff von ihrer Millionenzahl machen. —

Heuschrecken sind immer eine schreckliche Landplage, selbst da, wo sie in ungleich geringerer Zahl sich zeigen, als in der Algerie, die ich die Heimat der Heuschrecken nennen möchte. Der Schwarm, der am heutigen Tage, und zwar in einer Höhe von ungefähr 200 m, über uns dahinflog, war von solcher Mächtigkeit, wie ich ihn zuvor nie gesehen hatte.

Rätselhaft war uns nur noch der Umstand, daß die Flugrichtung der Heuschrecken von Norden nach Süden ging, also aus bebauten, fruchtbaren Landstrecken in die Wüste, während ich es sonst immer umgekehrt beobachtet hatte. Des Rätsels Lösung sollte uns bald werden und zwar in einer für uns nicht angenehmen Weise.

Vorläufig zerbrachen wir uns darüber nicht gar sehr den Kopf. Uns boten die schrecklichen Tiere in ihrer Masse wenigstens eine Annehmlichkeit, die wir sehr zu schätzen wußten: — eine ganze Stunde lang konnten wir, vor den brennenden Sonnenstrahlen geschützt, im Schatten reiten. —

Wir waren jedoch noch keine halbe Stunde weiter geritten, als wir die Ursache dieser ungewöhnlich großen Heuschrecken-Wanderung erkannten: Die Tiere befanden sich auf der Flucht, um einem sichern Tode zu entgehen! —

Mehrere Kilometer weit vor uns sahen wir eine neue gewaltige, schwarze Wolke zum Himmel emporsteigen. Was war das? — Wieder ein Heuschreckenschwarm? — — O nein! — — Die ganze weite Alfasteppe stand in Flammen und war in Rauch gehüllt! —

Der Brand war offenbar durch das Lagerfeuer umherziehender Araber entstanden und fand nun in dem dichtstehenden, von der Sonne ausgedörrten Alfagras reichliche Nahrung. Der Wind hatte sich etwas aufgemacht und trieb uns das Flammenmeer mit unheimlicher Schnelligkeit entgegen.

Unentschlossen, was wir beginnen sollten, hielten wir unsere Pferde an, um zu beraten, und die Situation zu überschauen. In Wirklichkeit befanden wir uns in keiner beneidenswerten Lage, rechts und links, so weit das Auge reichte, war alles in schwarze Rauchwolken gehüllt! — Hier gab es kein Vorwärtsdringen — — wir mußten umkehren. —

Einen Augenblick dachten wir daran, unseren Pferden die Sporen zu geben und im Galopp durch die Flammen zu sprengen. Doch bald schien uns das Unternehmen zu gewagt, und die Vernunft siegte über die Tollkühnheit. Wenn wir auch nicht verbrannt wären in den Flammen, die Möglichkeit aber war vorhanden, daß wir in dem giftigen Rauche erstickten.

Mit rasender Geschwindigkeit näherten sich uns die Flammen und trieben uns eine unerträgliche Glut entgegen. Die ersten Rauchwolken umfingen uns bereits —, es war höchste Zeit, daß wir für unsere Sicherheit sorgten! — Rasch wendeten wir unsere Pferde

und jagten in gestrecktem Galopp, oftmals besorgt hinter uns schauend, denselben Weg, welchen wir gekommen waren, in die Dünen zurück.

Wäre der Wind nur etwas stärker gewesen, dann hätte uns alle Anstrengung unserer guten Pferde nicht retten können: die Flammen wären schneller gewesen als wir und hätten uns in kurzer Zeit überholt. In den Sanddünen waren wir sicher; hier fand das Feuer keine Nahrung mehr und mußte erlöschen.

Diese brennende Alfasteppe! — Es war ein großartiges Schauspiel, welches lebhaft an einen Prärienbrand in Amerika erinnerte!

Kaum fünf Minuten nach unserer Ankunft hatten auch die Flammen die Sanddünen erreicht, wo sie noch einmal hell und mächtig aufloderten und dann allmälig erloschen.

Der Weg war wieder frei für uns. Wir mußten jedoch mindestens noch zwei Stunden warten, ehe wir die Hufe unserer Pferde dem gleichzeitig vom Feuer und von der Sonne erhitzten Boden aussetzen durften.

Bot die endlose Steppe in ihrer Öde schon vor dem Brande einen traurigen Anblick dar, so war das jetzt noch mehr der Fall. Kein Grashalm fand sich mehr vor; alles war verbrannt und der Boden so weit das Auge reichte, mit einer schwarzen Aschenschicht bedeckt. Stille des Todes herrschte ringsum! —

Nachdem wir etwa drei Stunden geritten waren, fanden wir eine Herde von mehreren Hundert Schafen, die hier geweidet und aus den Flammen nicht sich hatten retten können. Die meisten Schafe waren tot, die übrigen hatten schwere Brandwunden erlitten und schrieen, als sie uns sahen, gar jämmerlich; allen Tieren war die Wolle vollständig vom Leibe gebrannt und boten einen kläglichen Anblick dar.

Auch den Araber, der die Schafe gehütet hatte, fanden wir endlich. Der junge Bursche hatte hier einmal die ganze Schlauheit seiner Rasse gezeigt. Wohl wissend, daß eine Flucht unmöglich war, hatte er sich beim Herannahen des Feuers auf einen kleinen, von Alfagras freien Platz geflüchtet, hier in den lockern Sand schnell eine Grube gegraben, in dieselbe sich hineingelegt und mit Sand

bedeckt. So waren die Flammen über ihn hinweggerast, ohne ihm den sonst sichern Tod zu bringen.

Daß er auch der Erstickungsgefahr entronnen war, erschien uns fast wie ein Wunder. Aber dennoch befand sich der arme Junge in einem bedauernswerten Zustande. Seine wenigen Kleider waren fast ganz verbrannt, und sein brauner Körper war mit entsetzlichen Brandwunden bedeckt, welche ihm furchtbare Schmerzen bereiteten, die er jedoch mit jenem den Naturvölkern eigenen Stumpfsinn ertrug. Er weigerte sich, mit uns nach Taussera zu kommen, wo man ihm Pflege hätte angedeihen lassen können. Dr. Guizot verband ihm die furchtbaren Wunden und erfrischte ihn mit einem Trunke Wein und einem Stück Brot.

Vom hellen Mondlicht begünstigt, ritten wir die ganze Nacht hindurch und kamen am andern Morgen recht müde, aber sonst wohlbehalten in Taussera an.



Drittes Kapitel.

In Taussera.



Die Algerie ist das Land der Dattelpalmen. Man findet diese herrliche Königin der Bäume hier fast überall, teils einzeln stehend, teils in ganzen Wäldern. Doch selten habe ich einen schönern Palmenwald gesehen, als den bei dem arabischen Dorfe Taussera an der südoranisch-marokkanischen Grenze.

Wenn man, wie wir, von Süden, vom Gebirge kommend, durch die endlose, sonnenverbrannte Alfaebene dem Dorfe sich naht, so steigt, auf 20 km weit sichtbar, am Horizonte etwas auf, das man anfangs für eine schwarze Wolke zu halten geneigt ist. Je näher man kommt, desto höher steigt das geheimnisvolle Dunkel über der Oberfläche des Erdbodens empor. Auf einem Hügel angekommen, sieht man dann in einer Entfernung von wenigen Kilometern ein wogendes Palmenmeer vor sich.

Viele Meilen weit ist man durch die öde, heiße Sandwüste geritten, in der jeder Stein, jeder Lufthauch nur von Tod und Verderben erzählt, — und nun plötzlich entfaltet sich vor unseren Blicken ein großer, in tropischer Schönheit dastehender grüner Wald von Dattelpalmen, die in mächtiger Höhe ihre runden, wundervollen Kronen zum blauen Himmel emporrecken!

Die Bäume in der Algerie, dem Lande der Sonne, sagt man, spenden keinen Schatten:

Das ganze Land in Sonnenglut getaucht,
So weit die Blicke schweifen,
Und Berg und Tal sind überhaucht
Mit gold'nen Flammenstreifen! —

Doch als wir unter den herrlichen Palmen von Taussera dahinritten, umpfing uns eine so wohltuende Schattenkühle, wie sie mir während meines langjährigen Aufenthalts in den Wüsten Afrikas nur selten zuteil geworden war. Hier fühlten wir uns wieder einmal als Mensch! Unsere Brust atmete frei und in tiefen Zügen auf in der frischen, feuchten Waldesluft, und die unter den Alles versengenden afrikanischen Sonnenstrahlen fast erloschenen Lebensgeister flammten freudig wieder auf. —

Das Dorf Taussera ist nicht eher sichtbar, als bis man direkt vor demselben sich befindet. Es liegt mitten in dem herrlichen Palmenwalde und bildet ein Paradies, so schön, wie es dergleichen wenige auf der Erde geben mag. Alle Hütten, in denen ein friedliches Volk wohnt, werden von dem Blätterdach der Palmen überschattet. Ich habe sonst noch nie eine Lobrede auf irgend ein Araberdorf gehalten — ein solches ist im allgemeinen furchtbar schmutzig, eng und winkelig, so daß ein Europäer niemals heimisch darin sich fühlen kann. Und wenn man ein Araberdorf gesehen hat, darf man ruhig sagen, daß man alle gesehen hat. Fast jedem dieser Dörfer klebt der Charakter eines großen Trümmerhaufens an, — man findet darin ebenso viele zerfallene, wie bewohnbare Hütten. Das ist nicht nur so in der Algerie, sondern an der ganzen afrikanischen Küste und im Innern, — wo immer Araber sich finden, bleibt die arabische Bauart der Hütten sich gleich.

Es war 10 Uhr vormittags, als Dr. Guizot und ich Taussera erreichten. Wir waren infolge der Strapazen der vorangegangenen Tage recht ermüdet und bedurften der Ruhe, die wir hier, wenigstens für einige Stunden, im Hause des uns befreundeten Kaids suchten und fanden. Schweigend ritten wir in das Dorf ein. Die engen Gassen waren öde und leer, doch um Vieles sauberer, als in manchen anderen arabischen Dörfern, die ich gesehen hatte. Nur hier und da wälzten einige halbnackte, braune Kinder im Staube



Soldaten der compagnie montée im Bad.



Im Chott-Tigri.

sich herum, balgten sich ein paar Hunde, huschte eine verschleierte Frauengestalt an uns vorüber, durch die kleine Öffnung des das Gesicht bedeckenden Tuches einen scheuen Blick auf die beiden fremden Reiter werfend, oder schritt gravitätisch, in seinen langen, weißen Mantel gehüllt und uns mit einem leichten Neigen des Kopfes grüßend, ein Araber dahin.

Vor dem Hause des Kaid, wohin uns einige der braunen, schmutzigen Jungen geführt hatten, stiegen wir von unseren Pferden. Unser Freund, der Kaid, ein noch junger, hochgewachsener Mann, bewillkommnete uns aufs herzlichste und führte uns nach den üblichen arabischen Begrüßungszeremonien in sein Haus ein. Kaid Ali ben Hamson ist kein unwissender Mann; er spricht und schreibt gut Französisch und besitzt über die Sitten und Gebräuche der Europäer, als deren Freund er sich immer bewährt hat, klare und vernünftige Anschauungen. Diese Kenntnisse hat er sich in Sidi-Bel-Abbès im Spahis-Regimente erworben, bei dem er mehrere Jahre gedient und es zum Unter-Leutnant gebracht hatte. Schon das schmucke Äußere des Hauses, dessen Vorderseite ein schön gepflegter Garten zierte, in welchem Feigen- und Orangenbäume, Tomatengewächse und herrliche Blumen in üppigem Wuchse standen, zeugte von der höheren Intelligenz seines Besitzers.

Vor allen Dingen tat uns ein Bad not und dann — Schlaf, denn wir waren so müde, daß wir die Augen nicht mehr offen halten konnten.

Es war 6 Uhr abends, als der Kaid uns weckte. Als wir mit ihm durch das Haus zum Hofe schritten, stieg uns der angenehme Duft der sog. „Araberkuchen" (galettes arabes) und der des „Kuskus" in die Nase, was Dr. Guizot veranlaßte, mir einen schmunzelnden Blick zuzuwerfen. Wir hatten seit dem frühen Morgen nichts gegessen, — jetzt war es Abend, und also kein Wunder, daß nun, da alle Müdigkeit und Schlaffheit aus unseren Knochen gewichen war, unsere Magen gebieterisch knurrten. Dieser „Araberkuchen ist unseren Reibkuchen, in meiner nordischen Heimat „Puffer" genannt, ähnlich, wird von den Arabern aus Maismehl gefertigt und recht fett in Olivenöl gebacken und hat, mit Honig genossen,

einen angenehmen Geschmack, während „Kuskus", das arabische Nationalgericht, eine Reisspeise ist, zu welcher vorzugsweise Hammel- oder Kamelfleisch gegessen wird.

Als wir auf den saubern Hof traten, fanden wir, wie wir vermutet hatten, eine zahlreiche arabische Gesellschaft auf Teppichen um eine mächtig große Kuskusschüssel sitzend beisammen. Wir wurden von all' den braunen, beturbanten Männern auf das freundlichste begrüßt, denn wir waren mehreren unter ihnen schon bekannt aus Aïn-Sefra und den umliegenden Duars. Dr. Guizot und ich nahmen im Kreise Platz. Während wir von unserm liebenswürdigen Wirte auf europäische Weise, d. h. mit Teller, Messer und Gabel, bedient wurden, entspann sich bald zwischen uns und den übrigen Gästen eine lebhafte Unterhaltung in französischer und arabischer Sprache.

Ich mußte unsere Abenteuer der letzten Tage erzählen. Als ich geendet hatte, erhob sich aus dem Kreise der auf den Teppichen um die Kuskusschüssel sitzenden Araber ein Mann, dessen intelligente Gesichtszüge und hellere Hautfarbe mir schon längst aufgefallen waren, obgleich er sich in seiner Kleidung von den übrigen Arabern durchaus nicht unterschied. Er kam auf mich zu, reichte mir die Hand und sagte in unverfälschtem österreichischen Dialekt:

„Sie tragen die französische Uniform, Herr Leutnant, — aber durch Zufall erfahre ich von unserm Gastgeber, daß Sie ehedem ein Deutscher waren, also ein lieber Landsmann von mir sind. Erlauben Sie mir daher, Herr Ohle, daß ich mich Ihnen als „Weltenbummler" Dr. phil. Appel aus Mähren vorstelle." — —

Tableau! — Man kann sich mein Erstaunen denken, hier, in den öden Bergen des Atlas, wo ich mich mitten unter Arabern wähnte, so unerwartet mit deutschen Lauten angeredet zu werden! — Überrascht erhob ich mich vom Stuhle, um den Landsmann, dem ich versicherte, daß ich mir trotz meiner französischen Uniform noch immer ein gutes deutsches Herz bewahrt habe, zu begrüßen.

Dr. Appel drückte mich lächelnd auf meinen Sitz zurück und nahm zwischen mir und Dr. Guizot Platz. —

Nachdem die erste Überraschung sich gelegt hatte, gings ans Fragen und Erzählen — und unser lieber Doktor wußte viel und

interessant zu erzählen aus seiner fast zwanzigjährigen Reisezeit. Dr. Appel hatte auf der Wiener Universität studiert und war österreichischer Dragoner-Offizier gewesen. Nach kurzer Dienstzeit hatte er Syrien und Palästina besucht, war mehrere Jahre in China und im Tonkin gewesen, hatte das britische und holländische Indien kreuz und quer durchreist und befand sich nun schon seit längerer Zeit in Afrika, um vorderhand die unbekannten Gebirgs- und Wüstenregionen im Süden Marokkos zu durchforschen und darauf dann von dort in das Innere des schwarzen Erdteils vorzudringen.

Von keiner Seite hatte der verdienstvolle Reisende die geringste Unterstützung beansprucht oder erhalten. Was er geleistet, das hatte er aus eigenster Kraft vollbracht, aus eigenen Mitteln bestritten.

„Bis heute, wo ich das Glück habe, Sie zu finden, Herr Doktor, sind Sie verschollen gewesen. Auf Betreiben der Akademien der Wissenschaften sowohl Frankreichs wie Österreichs hat man Sie lange in allen Erdteilen gesucht; — man hat niemals etwas von Ihnen gehört und Sie deshalb seit einigen Jahren als tot betrauert. — Sagen Sie mir, warum haben Sie in dieser langen Zeit nicht einmal ein Lebenszeichen von sich gegeben?" —

Um die Lippen Dr. Appels zuckte bei dieser Frage ein schmerzliches Lächeln.

„Warum?" erwiderte er. „Mein lieber, junger Freund, wenn man, wie ich, so lange in den Urwäldern und Wüsten der Welt herumvagabondiert hat, dann vergißt man mit der Zeit, daß man eine Heimat hatte und was man dort war; man gewöhnt sich an andere Sprachen, andere Sitten, nimmt andere Anschauungen an, wird ein ganz anderer Mensch, der in das sogenannte Kulturleben nicht mehr hineinpaßt. Mehr als hundert Mal bin ich in Lebensgefahr gewesen. Dabei habe ich alle meine Papiere und Instrumente verloren, — nichts ist mir geblieben, als das armselige, nackte Leben. Nur eins habe ich nicht verloren: das Gottvertrauen und den Mut zum kräftigen Weiterarbeiten. — Es kann ja sein," fügte er nach einer Pause hinzu, „daß ich später vielleicht, wenns die alten Knochen nicht mehr tun wollen, doch noch etwas schreiben werde." —

Über unserm Gespräch war es spät geworden; der leuchtende Mond stand schon ziemlich hoch. Unser freundlicher Wirt trat jetzt zu uns und meinte, es sei Zeit zum Schlafengehen, da wir noch vor Sonnenaufgang zur Jagd ins Gebirge aufbrechen wollten.

Meine Einladung, an der beabsichtigten Steinbock- und Gazellenjagd teilzunehmen, lehnte Dr. Appel mit dem Bemerken ab, er habe sich in dem gastlichen Taussera schon zu lange aufgehalten; er wolle noch vor unserm Aufbruch zur Jagd abreisen, um in der Region des Djebel Dug (2400 m hoch) seine Forschungen fortzusetzen.

Nichts konnte den verdienten, tapfern, eigentümlichen Mann zum Bleiben bewegen. Er reichte mir mit Tränen im Auge die Hand zum Abschied; ich schloß ihn in meine Arme.

„Wenn Sie dereinst mal wieder an die Donau kommen, mein junger Freund", rief Dr. Appel gerührt, „dann grüßen S' mir mei' Österreich, — grüßen S' mir mei' Wean!" — —

So nahm ich Abschied von dem hochverdienten Forscher und Kartographen, der, wenn es seine Bescheidenheit zugelassen, die Welt von sich und seinen Reisen hätte reden gemacht; so aber zog er still und einsam seine Bahn — ein zweiter Livingstone.

Der französische Generalstab verdankt vornehmlich Dr. Appel, also einem Österreicher, seine besten Karten vom Tonkin, von der Algerie und den daran grenzenden Sahara-Gebieten. Besonders seine Sahara-Karte, welche ich auf ihre Richtigkeit zu prüfen tausendfach Gelegenheit hatte, ist von einer Genauigkeit, die mich oft überraschte. Auf meinen zahlreichen Kreuz- und Querzügen durch die Sahara habe ich nur Dr. Appels Karte benutzt, und sie hat mich selten im Stich gelassen. Begreiflicherweise war es mir daher eine hohe Freude, mit diesem Manne, den ich schon aus seinem großen Kartenwerke kennen und schätzen gelernt, und der durch dasselbe so großen Anteil an dem Gelingen und an den Erfolgen meiner Arbeiten in Afrika hatte, so unvermutet persönlich bekannt zu werden und ihm meine Anerkennung und meinen Dank aussprechen zu können.

Ich habe Dr. Appel nicht wiedergesehen. Vier Monate später erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Er und seine wenigen



Eine arabische Familie auf Reisen.



Die französische Fremdenlegion auf Marsch durch die Wüste.

arabischen Begleiter waren einige Kilometer von der Grenze Figigs entfernt auf marokkanischem Boden von den Gums des Bu Amama überfallen und erschossen worden. Seine Leiche hatte man, wie uns der einzige entflohene Araber nach Aïn-Sefra berichtete, nach Figig geschleppt. —

Es gab für uns kein anderes Mittel, den grausamen Tod unseres Freundes zu rächen, als dem Rat und Beispiel des Kapitäns des bureau arabe in Djenien-Bou-Rezg zu folgen, indem wir Jeden, der uns als Gum des Bu Amama vor die Mündung unserer Gewehre lief, einfach niederknallten. Und ich will es offen gestehen: wir waren zu erbittert, daher haben wir von jener Gepflogenheit des Kapitäns so oft, als sich uns Gelegenheit dazu bot, den rücksichtslosesten Gebrauch gemacht. „Für jedes Haar des Dr. Appel einen Gum!" war unsere Losung — — zwar nicht besonders human, aber den Verhältnissen angepaßt echt afrikanisch! — Mein energisches Vorgehen mit der compagnie montée gegen die Horden des Bu Amama zeitigte sichtbar gute Früchte. Wir erreichten sehr bald, daß diese Mordbande etwas mehr Respekt vor den Europäern an den Tag legte und die Mord- und Raubanfälle an der südoranischen Grenze seltener wurden. Man wagte es nicht mehr, dem Kapitän des bureau arabe in Djenien-Bou-Rezg die abgeschnittenen Köpfe über die Mauer der Redoute zu werfen, was früher regelmäßig und sorgfältig fast täglich geschehen war. — —

Es war noch Nacht, aber der junge Morgen zeichnete bereits einen weißen Streifen am östlichen Horizont ab, als der Kaid uns weckte. Dr. Appel war, wie unser Wirt uns mitteilte, bereits vor einer Stunde aufgebrochen und hatte uns seinen Gruß hinterlassen — den letzten, wie wir aus dem vorstehend Erzählten wissen.



Viertes Kapitel.

Auf der Steinbock- und Gazellenjagd.



Vor dem Hause des Kaid erwarteten uns die Jagdgenossen zu Pferde. Frisch und munter ritten wir dem Gebirge zu. Als die ersten Sonnenstrahlen zu uns herüberdrangen, waren wir am Fuße des Djebel Moïda angelangt. Durch eine der engen Talschluchten führte ein kaum 1 m breiter Wildpfad auf das Gebirge hinauf, dessen Besteigung uns nach fünfstündiger Arbeit gelang, obgleich kolossale Felsentrümmer uns oftmals schier unüberwindlich scheinende Schwierigkeiten in den Weg legten.

Auf einer kleinen Plattform machten wir Halt, um das Frühstück einzunehmen. Zuvor jedoch warfen sich unsere Araber, ihrer Sitte gemäß, auf die Erde nieder, um, das Gesicht nach Osten gewendet, ihre Gebete zu verrichten. Das Frühstück schmeckte uns nach den gehabten Anstrengungen hier oben in der frischen Luft der Atlasberge vortrefflich. Danach machten wir uns, neu gestärkt, wieder auf den Weg.

Immer höher ging es hinauf in das wilde, zerklüftete Gebirge. Nachdem wir mehr als zwei Stunden geklettert waren, erreichten wir ein Hochplateau, welches von allen Seiten durch oft wunderlich gewachsene, alte, knorrige Zwergeichen, Zwergwachholder und verkrüppelte Korkeichen geschützt war. Hier fanden wir zu unserem Erstaunen ein Wasserloch, dessen Wasser von eisiger Frische war.

Während man in einem Umkreise von 40 km vergeblich nach einem Tropfen Wasser hätte suchen können, fand sich dasselbe hier in einer Höhe von mehr als 2000 m über dem Meeresspiegel in großer Menge. Dies Naturspiel, das wissenschaftlich noch keineswegs erforscht ist, führe ich auf die in Nordafrika zahlreichen unterirdischen Flüsse zurück, deren Wasser durch einen ungeheuren Druck bis auf die höchsten Berggipfel hinaufgetrieben werden. Diese Bergquellen haben weder einen sichtbaren Zufluß noch Abfluß, aber trotzdem bleibt das Wasser stets silberklar und frisch.

Merkwürdig und wissenschaftlich interessant ist es, daß diese Quelle des Djebel Moïda mit einer andern des Djebel Zaïda korrespondiert, dessen 2400 m hoher schroffer Felskegel 180 km von erstgenannter Berggruppe entfernt ist. Durch spätere Messungen habe ich festgestellt, daß das Wasser der Quelle auf dem Djebel Moïda genau um so viel Zentimeter steigt, wie das in der Zaïda-Quelle sinkt, und umgekehrt. Die sichtbare Korrespondenz dieser beiden Quellen wird in 14 bis 16 Minuten hergestellt.

Ermüdet vom stundenlangen Klettern — unsere Pferde hatten wir unter Obhut im Tale zurückgelassen —, streckten wir uns behaglich unter das dichte Blätterdach einer knorrigen Korkeiche aus, während unsere Begleiter die Zelte aufschlugen. Unterdessen machte uns der Kaid auf die vielen Tierspuren aufmerksam, welche zu dem Wasserloch führten. Gazellen, Antilopen, Steinböcke, Schakale, Hyänen und andere Tiere hatten hier ihre Tränke. Den vielen Spuren nach zu urteilen, mußten diese Gegenden ganz besonders wildreich sein, so daß wir auf eine reiche Jagdbeute hoffen konnten.

Nachdem wir gegessen und unsere Pfeifen in Brand gesetzt hatten, nahmen Dr. Guizot und ich, auf einem Teppich hockend, im Kreise unserer braunen Freunde Platz und lauschten den glühenden Schilderungen ihrer orientalischen Erzählungen und Märchen, wovon dies kühne Volk des Atlasgebirges so reiche Fülle besitzt. Wer uns so gesehen und gehört hätte, würde gewiß an die erzählende Gruppe in Hauffs „Karawane“ gedacht haben. —

Gegen 7 Uhr abends endlich schien unserm Kaid der Zeitpunkt gekommen zu sein, einen günstigeren Standort für den Beginn der

Jagd aufzusuchen. Zwei Kilometer etwa von unserm Lagerplatze entfernt postierten wir uns auf einen niedrigen Felskegel, welcher den Eingang zur Schlucht, die nach dem Tränkplatze führte, beherrschte. Regungslos und gespannt lauschend verharrten wir fast eine Stunde lang auf unserm Platze und ließen mehrere Rudel Hyänen und Schakale, welche, die Nasen hoch in die Luft haltend, ahnungslos dahertrabten, unbeachtet an uns vorüber zur Tränke ziehen. Diese feigen Bestien, von denen die ganze Algerie wimmelt, zeigen sich mehr lästig als gefährlich. Während meines Aufenthalts in Afrika habe ich die meisten Nächte unter freiem Himmel geschlafen, weil es sehr oft im Zelte der drückenden Hitze wegen nicht auszuhalten war. Da ist es denn öfter vorgekommen, daß ich durch ein eigentümliches Zerren und Stoßen aus dem Schlafe geweckt wurde. Wenn ich dann die Augen aufschlug, sah ich, daß drei, vier und oft mehr Hyänen an meinem Körper herumschnupperten, aber bei der geringsten Bewegung, die ich machte, die Flucht ergriffen. Ernstlich angefallen von einem Rudel offenbar sehr hungriger Hyänen wurde ich nur einmal auf einem nächtlichen Dienstritte von Aïn-Sefra durch die weite Sand- und Alfaebene nach Mecheria. Die wenigen Hyänen, die mir anfangs nachschlichen, beachtete ich nicht. Aber es wurden ihrer immer mehr und mehr, bis ich mich schließlich von mehreren Hundert dieser ekelhaften Bestien umringt sah. Mehrere der Tiere scheuten sich nicht, zu mir ans Pferd hinaufzuspringen, so daß ich mich ernstlich mit Säbel und Revolver meiner Haut wehren mußte. Solche Fälle kommen aber wohl selten vor; sie zeigen jedoch, daß die Hyänen im Norden Afrikas unter Umständen fast so gefährlich werden können wie die Wölfe in Rußland. —

Plötzlich berührte der neben mir auf dem Anstand stehende Kaid meine Schulter und wies mit der Hand auf einen 150 m von uns entfernt liegenden großen Felsblock, hinter welchem ein ganzes Rudel Gazellen, etwa 20 an der Zahl, hervorkam. Das Leittier, ein starker, schöner Bursche, schritt, vorsichtig den Kopf nach allen Richtungen wendend, der Herde voran.

Welch' herrliche, zierliche Tierchen! —



Die compagnie montée in Marokko.



Französische Truppen in Algerien: Tirailleurs in der Sahara.

Plötzlich stutzten sie und machten eine Wendung, als ob sie fliehen wollten, — — doch schienen sie über die Gefahr, welche sie gewittert hatten, noch nicht im Klaren zu sein. Da — fast im selben Moment — krachten sechs oder acht Schüsse, und das ganze Rudel stob in mächtigen Sprüngen auseinander.

Auf der Gratstelle fanden wir vier Gazellen tot liegen. Durch unsere Schüsse, die in den öden Bergen wie Donner rollten, hatten wir für diesen Abend sicher alles Wild aus der Nähe verscheucht.

Vom Jagdeifer getrieben, hatte ich mich, ohne es zu merken, von den übrigen entfernt und war allein in die Felsen emporgestiegen. Bald befand ich mich in schwindelnder Höhe — unter mir gähnte eine vom Dämmerlicht des Abends nur matt beleuchtete, furchtbare Tiefe. Ich hatte Dr. Guizot ganz aus den Augen verloren. Bald jedoch, mir entgegenkommend, tauchte seine Gestalt, in scharfen Umrissen am dunkeln Horizont sich abzeichnend, auf einem hohen Grat auf. Wir merkten bald, daß wir uns beide infolge unserer Tollkühnheit wieder einmal in einer ganz verzweifelten Lage befanden; wir sahen jetzt zu spät ein, daß wir uns gründlich verstiegen hatten. Über uns ragte der Felsen, steil wie ein Kirchturm, himmelhoch empor, und unter uns befand sich eine Wand, die mindestens 200 m tief senkrecht abfiel.

Ich stand auf einem Felsvorsprung, der kaum die Größe eines Quadratmeters hatte. Unter demselben, in einer Tiefe von 2 m, befand sich ein ungefähr 20 cm breiter Pfad, der, so weit ich sehen konnte, in weitem Bogen an der Wand sich hinzog. Nach einigem Besinnen sprang ich von meinem Felsblock auf den schmalen Weg hinab, da ich hoffte, wenn ich diesen Pfad verfolgte, auf der andern Seite einen Abstieg zu finden. Eine Partie der kolossalen Steinwand war schnurgerade und bereitete mir keine Schwierigkeiten. Doch jetzt lag vor mir eine scharfe Ecke, welche zu überwinden eine gefährliche Sache war. Ich hatte das Bergsteigen seiner Zeit in den Tiroler Alpen gründlich gelernt. Doch niemals war ich dort in eine solche Klemme geraten, wie an diesem Abend im Atlasgebirge. Mich schauderte! Es war mir, als ob eine Stimme mir ins Ohr flüsterte: „Mach' Deine Rechnung mit dem Himmel,

Legionär!" — Diese Ecke zu umklettern schien mir ein Ding der barsten Unmöglichkeit. Nur mit einem Fuß hatte ich Halt, der andere schwebte über der grausigen Tiefe. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn — ich glaube, es war — Todesangst — — das erste Mal in meinem wildbewegten Leben! — Der Gedanke, hier in den einsamen Atlasbergen abzustürzen und dann von den Raubtieren aufgefressen zu werden, hatte etwas Grauenhaftes für mich als Soldat. Viel lieber wäre mir der Tod unter den Messern der unmenschlichen Kabylen gewesen! — „Laß dich fallen — es ist dann schnell vorüber!" flüsterte dieselbe unheimliche Stimme. Doch nein, — die Liebe zum Leben siegte! — Sollte der gütige Stern, der mich bisher durch so manche Gefahr so wunderbar geleitet hatte, mich hier verlassen wollen? — Ich glaubte es nicht — konnte es nicht glauben! — — Die Todesangst wich allmälig und machte einem entschlossenen Mute Platz. — Ich krallte die blutigen Finger in das harte Gestein, befahl meine Seele Gott, schloß die Augen und schritt vorwärts — — — um die Ecke herum! — — —

Doch kaum hatte ich festen Fuß gefaßt, als sich mir ein seltsamer Anblick bot. Einige Meter vor mir stand, an die Wand gedrückt, ein prächtiges Steinbockpaar mit zwei kleinen Zicklein. Die Tiere starrten mich einen Augenblick so verdutzt an wie ich sie. Ich glaube, das Erschrecken war ein gegenseitiges.

Der afrikanische Steinbock, der in Europa in nur wenigen zoologischen Gärten zu finden ist, kommt im Atlasgebirge noch ziemlich häufig vor. Die Jagd auf diese schönen, flüchtigen Tiere aber ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft, da sie sich, wie die Gemsen in den Alpen, nur auf den unzugänglichsten und steilsten Höhen aufhalten.

Der gegebene Augenblick war kurz, doch hinreichend, um die erschrockenen, vor mir stehenden Steinböcke im hellen Mondlicht betrachten zu können. Der ziegenähnliche, mit zwei langen, nach hinten gewundenen Hörnern geschmückte Kopf sitzt auf einem strammen, muskulösen Körper. An der Unterseite des Halses befindet sich bei dem Männchen ein kolossaler Bart, der sich als Mähne über die Brust und unter den ganzen Bauch hinzieht und beinahe den Boden



Im Palmenwald von Taullera.



Wohnungen im Atlas-Gebirge.

berührt. Diese gewaltige schwarze Mähne gibt den Tieren, welche die Größe einer kleinen Kuh erreichen, ein diabolisches Aussehen.

Ich hatte bereits angelegt, um zu schießen, als ich auf demselben Wege Dr. Guizot mir entgegenkommen sah. Die Situation wurde dadurch kritisch für die Steinböcke! — Auf beiden Seiten war ihnen jetzt der Weg versperrt — einen Ausweg gabs hier nicht. Wir näherten uns langsam. Einige Male versuchten die tapferen Tiere den Durchbruch zu erzwingen, ja, der Bock machte sogar den Versuch, über Dr. Guizot hinweg zu springen oder ihn in die Tiefe zu stoßen, was ihm jedoch beides glücklicherweise nicht gelang. —

Einen Augenblick verhielten sich nun die Steinböcke ruhig, wir ebenfalls. Als wir aber darauf zu einem energischen Angriff übergingen, nahmen die beiden alten Tiere unter ängstlichem Stöhnen einen mächtigen Satz und — waren in der nächsten Sekunde in der furchtbaren Tiefe verschwunden, um an der Felswand zu zerschmettern.

Die beiden jungen Tierchen wagten den Todessprung nicht, sondern liefen laut schreiend auf dem schmalen Pfade hin und her. Es machte uns keine Schwierigkeiten, beide lebend einzufangen und nach einem gefahrvollen Abstieg auf unsern Lagerplatz zu bringen, wo wir von unseren Freunden, die uns bereits gesucht hatten, mit Jubel empfangen wurden.

Es war fast Mitternacht. Das Herumsteigen in dem am Fuße der Felswand liegenden Steingeröll bei Nachtzeit war trotz des hellen Mondscheins zu gefährlich; wir mußten daher das Aufsuchen der abgestürzten Steinböcke bis zum Morgen verschieben.

Den Rest der kurzen Nacht widmeten wir dem Schlafe. Als unser arabischer Diener am andern Morgen die Decken, auf welchen wir geschlafen hatten, zusammenrollen wollte, stieß er plötzlich einen Schreckensschrei aus, machte einen Luftsprung und lief schnurstracks aus dem Zelte hinaus. Vor mir, den unförmlichen Kopf und Hals dick aufblähend und auf der Schwanzspitze balanzierend, sah ich eine jener scheußlichen Hornvipern mit wütendem Zischen auf mich zutanzen, so daß ich mich nur durch einen schnellen Seitensprung retten

konnte. In demselben Augenblick jedoch hatte der Kaid, der, mit dem Gewehr in der Hand, zufällig das Zelt betrat, das giftige Reptil mit einigen Hieben unschädlich gemacht. Die Schlange hatte offenbar die ganze Nacht im Zelte zwischen uns kampiert. Die Hornviper ist die gefährlichste Giftschlange, welche man im Atlasgebirge kennt; sie kommt hier so häufig vor, daß manche Gegenden, z. B. der ganze Höhenzug des Aïssa bei Aïn-Sefra, förmlich davon wimmeln. Sie erreicht eine Länge von 1 m und eine Dicke von 6 cm. Ihr Biß wirkt nach kurzer Zeit unfehlbar tödlich, wenn nicht sofort Hilfe zur Stelle ist. —

Mit einer Geschicklichkeit, wie sie in solchen Sachen nur ein Araber besitzen kann, zog der Kaid der getöteten Viper die Haut ab, mit welcher er, wie er dabei bemerkte, einen Stock von Oleanderholz überziehen wollte, um mir denselben später zum Geschenk zu machen.

Unsere abgestürzten Steinböcke fanden wir schließlich, total zerschmettert und von den Hyänen und Schakalen bereits angerissen, zwischen den Felstrümmern. Nur die Köpfe mit den mächtigen Hörnern waren noch unversehrt; diese nahmen wir mit uns, um sie zu präparieren und unserer Raritätensammlung einzuverleiben. Später hat Dr. Guizot dieselben nach Paris an Emile Zola geschickt, dem sie, kurz vor seinem Tode noch so große Freude bereitet haben.

Obgleich unsere Jagdbeute nicht so groß war, wie wir erwartet hatten, so kehrten wir doch, befriedigt von dem, was wir in dem wildromantischen Gebirge, das in diesen Gegenden vor uns noch niemals von dem Fuße eines Europäers betreten war, gesehen hatten, nach Taussera zurück, welches wir gegen Sonnenuntergang erreichten.

Wir blieben noch einen Tag als Gäste bei dem liebenswürdigen Kaid und kehrten dann nach achttägiger Abwesenheit nach unserer Garnison Aïn-Sefra zurück.



Fünftes Kapitel.

Ein psychologisches Rätsel.



Südlich von Aïn-Sefra, nur zwei Kilometer davon entfernt, erhebt sich in ziemlich schroffer Steigung ein Bergzug, der Raschêrki, dessen Gipfel eine Höhe von 1200 m hat. Gegenüber, im Norden, liegt der Aïssa, welcher 800 m hoch ist. In dem ungefähr 3½ km breiten Tale zwischen diesen Bergen liegt Aïn-Sefra. Beide Berge bestehen aus rotem Sandstein und sind, wie fast alle Berge des Großen Atlas, von einigen verkrüppelten Zwerg- und Korkeichen abgesehen, die man in kleinen Beständen hier und da findet, vom Fuße bis zum Gipfel vollständig öde und kahl. Die ungeheuren Steinmassen, welche während der Jahrtausende von den schroffen Felswänden sich losgelöst haben und in gigantischen Blöcken umherliegen, erinnern an das Chaos der Urzeit. Das Auge schaut in dieser Bergwüste Schöpfungswunder, von der die Stubenweisheit nichts sich träumen läßt. —

Der Aufstieg ist recht schwierig, Touristenwege oder gar eine Zahnradbahn gibts hier noch nicht. Man muß sich den Aufstieg Stein für Stein erkämpfen. An dem steinigen Südabhange des Aïssa habe ich, was zu bemerken vielleicht interessant ist, die sog. „Rose von Jericho" gefunden, die ich sonst nirgends im Atlasgebirge gesehen habe. Das war insofern eine bemerkenswerte Entdeckung,

weil man bisher glaubte, diese seltene Pflanze wachse nur in dem steinigen Boden an den Ufern des Toten Meeres.

Auf dem Rascherki wie auf dem Aïssa befindet sich eine sogen. station optique, die am Tage mit Sonnenscheinwerfern und des Nachts mit elektrischem Licht arbeitet und nach Norden hin mit den Stationen Mecheria, El Kreider, Saïda bis Oran korrespondiert; ebenfalls besteht die Verbindung nach Osten durch die ganze Algerie bis zur tunisischen Grenze. Heute, wo auch die Algerie schon ein bedeutendes Telegraphennetz besitzt, haben diese stations optiques viel von ihrer früheren Bedeutung verloren. Aber sie bleiben bestehen, um sofort in Tätigkeit treten zu können, falls der Telegraph irgendwo durch Zufälligkeiten unterbrochen wird oder, was besonders in dem Wetterwinkel um Aïn-Sefra herum recht häufig geschieht, durch umherstreifende Araber- oder Marokkanerbanden zerstört ist. Von einem exakt funktionierenden Nachrichtendienst hängt in diesen Landesteilen, die so oft von wilden Araberaufständen heimgesucht werden, die Sicherheit und das Leben vieler Menschen ab.

Eine solche station optique ist eine förmliche Festung, versehen mit Wasserreservoir, Proviant- und Munitionsvorräten, umgeben von einer starken Mauer, in welcher Schießscharten sich befinden. Diese stations optiques, welche, wie gesagt, über die ganze Algerie zerstreut sind und Zwingburgen verzweifelt ähnlich sehen, sind den Arabern natürlich bitter verhaßt. Unzählige Male haben sie Angriffe gemacht und Überfälle versucht auf diese auf einsamer, unwirtlicher Bergeshöhe liegenden Posten, doch noch niemals ist es ihnen, soviel ich weiß, gelungen, einen davon zu überrumpeln und zu erobern.

Zur Verrichtung des Signaldienstes befinden sich dort oben ein Sergeant und drei bis vier Mann von der Genie, die je nach der Lage und Wichtigkeit des Postens monatlich oder vierteljährlich abgelöst werden.

Die Wachmannschaft für die beiden Bergposten bei Aïn-Sefra stellten die drei Kompagnien des dort in Garnison liegenden, jährlich wechselnden Bataillons des 1. Fremdenregiments. Die vierte Kompagnie, die montée oder berittene, bezog diese Wachen niemals.

Auf den Raſcherki kamen mit dreitägiger Ablöſung 1 Korporal und 6 Mann, auf den Aïſſa dagegen mit täglicher Ablöſung 1 Gefreiter und 3 Mann. Weil manche Vergünſtigungen damit verbunden waren — zum Beiſpiel war der Tag des Aufzuges und der Tag des Abzuges der Wache dienſtfrei für die betreffenden Leute —, ſo verrichteten die Soldaten dieſen einſamen Dienſt, der meiſt mit Kochen, Eſſen und Schlafen ausgefüllt wurde, ſehr gern. Unten im Tale wars heiß und ſtaubig, dort oben auf den Bergen dagegen wehte eine reine, ſtaubfreie, friſche Luft. —

Viele Meilen weit kann man von hier in das Kabylenland hineinſchauen. Beſonders vom Raſcherki, der mit ſeinem Südfuße direkt in die Sahara abfällt, iſt die Ausſicht eine geradezu großartige. Monatelang herrſcht hier ununterbrochen klares, wolkenloſes Wetter, und die Luft iſt außerordentlich dünn und leicht. Durch das gute Fernrohr, welches hier ſich befindet, kann man tatſächlich mehr als 300 km weit deutlich in die endloſe Wüſte, die wie ein weißes, wallendes Meer erſcheint, hineinſchauen. Solch' ein Anblick iſt, namentlich, wenn man ihn zum erſten Male genießt, faſt überwältigend.

Die Araber wiſſen, wie ſchwer zugängig und wie gut bewacht dieſe Bergpoſten ſind; ſeit Jahren hatte ſich auf ihnen nichts Beſonderes ereignet; deshalb galten ſie als vollſtändig gefahrlos, ſo daß, wie ich ſchon erwähnte, die Soldaten dieſelben ſehr gern bezogen. —

Das ſollte aber plötzlich anders werden.

Eines Morgens wurde nach dem Bataillons-Bureau in Aïn-Sefra vom Raſcherki heruntertelegraphiert, daß der Poſten, welcher zwiſchen 2 und 4 Uhr morgens geſtanden habe — die Poſten ſtanden überhaupt nur nachts —, verſchwunden ſei. Man habe nur ſeinen Kopf, mit dem roten Käppi bedeckt, auf einem großen Stein ſtehend in der Nähe gefunden, von dem Körper jedoch und den Waffen keine Spur. — — —

Mordtaten geſchahen und geſchehen noch heute dort alle Tage, und auch Soldaten der Fremdenlegion wurden, namentlich, wenn ſie ſich allein zu weit von Aïn-Sefra in die öden Berge oder in

die Alfasteppe entfernt hatten, häufig von Arabern überfallen und ermordet aufgefunden. Die Gemüter sind hier solchen Vorkommnissen gegenüber ziemlich abgestumpft, und man regt sich bei einem einzelnen Falle nicht besonders auf.

Der obige Fall wurde „untersucht" und, da kein greifbares Resultat zutage gefördert werden konnte, nach wenigen Tagen vergessen. Man nahm, wie immer, an, daß der Posten von Arabern überfallen worden war, die ihm ihrer Sitte gemäß den Kopf abgeschnitten hatten. Damit war die Sache abgetan, und man dachte nicht mehr daran. —

Doch kaum war eine Woche vergangen, da meldete der Telegraph vom Raschcrki wiederum die Ermordung eines Postens unter den ganz gleichen Verhältnissen. —

Die Militärbehörde, die nun anfing zu ahnen, daß die Sache wohl nicht mit rechten Dingen zuging, wurde doch etwas stutzig. Der das Bataillon kommandierende Major fluchte und ordnete eine strenge Untersuchung an. Gleichzeitig wurde die Wache auf dem Raschcrki um 20 Mann verstärkt und befohlen, daß der Posten immer von zwei Soldaten zugleich bezogen werden und daß allstündlich eine Patrouille im Umkreise der Station den Berg absuchen solle. —

Das war alles ganz schön und gut gedacht, — aber was half's? — Trotz aller eifrigen Nachforschungen wurde das geheimnisvolle Dunkel, welches über den beiden Mordtaten ruhte, nicht gelichtet. Es wurde gesucht und geforscht, aber nicht der kleinste Punkt, an den man hätte anknüpfen können, gefunden. Es war zum Haareausreißen! — Besonders wir Offiziere der kleinen Garnison, welche doch zuerst berufen waren, Licht in die rätselhafte Sache zu bringen, befanden uns in der hellsten Verzweiflung, umso mehr, als vom Ministerium in Paris in dieser Angelegenheit schon recht deutliche Winke für uns gekommen waren. Aber es nutzte alles nichts, so sehr auch jeder sich anstrengte, den oder die Täter zu entdecken. Jede Spur fehlte. Keiner hatte einen vernünftigen Gedanken. — —

Während der Zeit, wo die verstärkte Wachmannschaft auf dem Raschcrki sich befand, und der „Todesposten", wie er genannt wurde



Die große Kabylie: Fort National.



Szenerie im Atlas-Gebirge.

von zwei Soldaten zugleich bezogen wurde, ereignete sich nichts. Nach Ablauf der vierten Woche wurden die überzähligen Leute zurückgezogen, und die Wache war wieder wie sonst. — —

Und sollte man es für möglich halten? — In der ersten Nacht, nachdem die 20 Mann abgezogen waren, meldete der Sergeant vom Rascherki wiederum die Ermordung des Postens. Auch diesem armen Kerl war der Kopf glatt vom Kragen abgeschnitten worden. — —

Mein Freund Dr. Guizot, dessen Wohnung in der Kaserne direkt neben der meinen lag, kam in großer Erregung auf meine Stube gestürzt und brachte mir die Hiobspost. Es war nach 4 Uhr morgens. Nachdem er seinem Unmut in seiner polternder Weise genügend Luft gemacht hatte, ließ er sich in einen Stuhl fallen und versank in Nachdenken.

Plötzlich sprang er auf und rief: „Ich habe eine Idee, Alter, — eine Idee, sage ich! — He, hörst Du nicht?“

Ich lag im Bett und war fast wieder eingeschlafen. Er beugte sich über mich und flüsterte mir etwas ins Ohr. Die Wirkung des Gehörten war so gewaltig, daß ich mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang. —

„W—a—s,“ rief ich, „was sagst Du da? — Das ist ja unmöglich! — Du weißt, daß ich es auch verstehe, die Welt zu nehmen, wie sie ist. — Aber ein solcher Verdacht — nein — das wäre ja fürchterlich! — Ich kann es noch nicht glauben!“

Der blonde, junge Riese stand vor mir und lachte: „Nicht? — Paß auf, ich werde Dir bald den Beweis bringen, daß ich mich nicht irrte!“ —

Damit schoß er aus der Stube hinaus.

Zwei Stunden später ließ Dr. Guizot mich in den Operationssaal des Lazaretts rufen. Er saß hier vor einem Tische, hielt den abgeschnittenen Kopf des Soldaten zwischen den Händen und betrachtete aufmerksam die furchtbare Schnittfläche. Der Doktor sah sehr bleich aus. Ich nahm auf seine Einladung hin am Tische neben ihm Platz. Mit geradezu unheimlicher anatomischer Exaktheit erklärte er mir die Art des Schnittes und knüpfte daran allerlei persönliche Vermutungen.

„Sieh' hier," argumentierte er überzeugend weiter und hielt mir den Kopf dicht vor die Augen. „Das ist ein ganz handwerksmäßiger Metzgerstich; der Schnitt ist dann nicht von rechts nach links, sondern umgekehrt, wie man deutlich wahrnehmen kann" — er tippte dabei mit dem Finger auf die betreffenden Stellen —, „in drei Absätzen von links nach rechts hinten geführt worden. Die arabische Schlachtweise, die fast dem jüdischen Schächterschnitt entspricht, ist eine ganz andere, als die europäische. Der Mörder des Soldaten hat keine Ahnung von der arabischen Schlachtweise. Demnach steht fest, daß ein Araber den Mann nicht ermordet hat. Wir müssen den Täter vielmehr unter unseren eigenen Leuten suchen. So absurd das klingen mag," schloß er seine Ausführungen, als ich, noch immer nicht überzeugt, widersprechen wollte, „wahr ist es doch! — Jetzt wollen wir dem Major von meiner Entdeckung Meldung machen und überlegen, was zu tun ist, um des Mörders habhaft zu werden." —

Das geschah.

Der „Alte" war nicht wenig überrascht von dem Anerbieten, uns jede Nacht, bis wir, Dr. Guizot und ich, den mutmaßlichen Mörder gefaßt hätten, auf den Rascherki beurlauben zu wollen. Unser Vorhaben mußte streng geheim gehalten werden; außer dem Major sollte keiner etwas davon wissen; es durfte niemand, auch die Wachmannschaft auf dem Rascherki nicht, ahnen, daß wir uns allnächtlich in der Nähe des stehenden Wachpostens befanden. Wir wollten den Posten beobachten. Wir rechneten bestimmt darauf, daß der Mörder in einer der nächsten Nächte versuchen würde, seine grauenhafte Tat zu wiederholen. Warum er diese armen, fremden Soldaten, bei denen es doch wahrlich nichts zu rauben gab, auf so scheußliche Weise überfiel und abschlachtete, war uns ein Rätsel, an dessen psychologische Lösung wir vorläufig nicht dachten und nicht denken konnten. Wir wollten das Scheusal auf frischer Tat ertappen.

Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Zwölf Nächte schon hatten wir dort oben auf dem öden Berge zwischen den Felstrümmern gelegen und den Posten und alles, was vor sich ging, beobachtet. Mehr als einmal hörten wir in unheimlicher Nähe

das grimmige Knurren eines Panthers oder das Fauchen eines Leoparden. Ein Vergnügen war das gerade nicht. Die Nächte waren auf dieser Höhe nach den vorangegangenen heißen Tagen fast eisig kalt. Wenn unten im Tale tagsüber 40 bis 45 Grad Hitze geherrscht hatten, dann sank des Nachts oben auf dem Raschcrki die Temperatur bis zu 6 und 4 Grad herab. Daß ein solcher Temperaturwechsel der Gesundheit selbst eines knochenharten Legionärs wenig zuträglich sein kann, ist leicht verständlich. Außerdem hing unser Leben fortwährend an einem recht dünnen Faden. Um den Erfolg unseres Unternehmens nicht in Frage zu stellen, wußte, wie gesagt, niemand von der Wachmannschaft, daß wir uns dort oben befanden. Hätte uns nun trotz unserer Vorsicht der Posten, der in steter Angst lebte, überfallen und ermordet zu werden, erblickt, so hätte er unfehlbar Feuer auf uns gegeben. Unsere Lage war also recht kritisch.

Vornehmlich in der zwölften Nacht litt ich sehr unter der ungewohnten Kälte; ich hatte mir einen argen Schnupfen geholt und mehrmals das verräterische, unter Umständen sichern Tod bringende Niesen gewaltsam unterdrücken müssen. Ich fühlte mich krank und erklärte meinem Freunde, daß ich vorzöge, von nächster Nacht ab wieder in meinem Bette zu schlafen. —

Wir lagen etwa 20 m entfernt hinter einem Felsvorsprung gerade der Eingangstür der Station gegenüber. Das erste Viertel des Mondes beleuchtete matt die Umgebung; über uns funkelte der helle Sternenhimmel in seiner ganzen südlichen Pracht. Der Posten, das scharf geladene Gewehr im Arme, ging 10 bis 12 m von uns entfernt lautlos auf und ab. Weiter wagte der Legionär sich nicht vor. —

Hier war es, wo ich meinem Freunde meinen Entschluß, nächste Nacht zuhause bleiben zu wollen, mitteilte. Wie zum Trost reichte er mir die Weinflasche. Kaum hatte ich sie wieder vom Munde abgesetzt, da sahen wir, wie die Tür der Station geräuschlos sich öffnete, eine Gestalt heraustrat und dem Posten sich näherte. — —

Es war genau 2 Uhr.

Der neben mir liegende Doktor kniff mich so stark in den Arm, daß ich vor Schmerz fast laut aufgeschrien hätte.

„Sieh' — sieh'!" flüsterte er in höchstem Grade erregt. „Das ist der Sergeant Bijot, die Bestie! — Laß uns geräuschlos näher kriechen, damit wir sehen, was er beginnt!" — —

Jede Fiber an uns zitterte vor Aufregung — wir konnten kaum atmen — das Herz klopfte uns wild bis in den Hals hinein. Wir spannten die Revolver und krochen auf Händen und Füßen näher. —

Eine Viertelstunde lang lagen wir regungslos auf der Lauer, — doch nichts wollte sich ereignen, das Grund gegeben hätte, des Sergeanten uns zu bemächtigen. Er unterhielt sich scheinbar harmlos mit dem Manne, der offenbar froh war, wenn auch nur auf eine kurze Zeit, nicht ganz allein und verlassen auf dem Todesposten stehen zu müssen. Jetzt gab er dem Soldaten sogar eine Zigarette. Das Gewehr auf die Erde stellend, versuchte der Mann, die Zigarette anzuzünden. Ein Zündholz flammte auf — — ein dumpfer Schrei ertönte — — und im selben Augenblick krachten zwei Revolverschüsse durch die unheimliche Stille der Berge. — Beide sprangen wir zugleich hinter unserm Felsblock hervor. Der riesenhafte Doktor warf sich auf den Sergeanten, der noch das blutige Messer in der Hand hielt, und schlug ihn mit einem gewaltigen Faustschlage zu Boden, während ich mich über den auf der Erde liegenden Soldaten beugte. —

Unsere Schüsse hatten die übrige Wachmannschaft alarmiert, die nun aus der Tür der Station hervorgestürzt kam.

Der Soldat, ein Österreicher, war nicht mehr zu retten — ihm war die Kehle bis auf den Wirbel glatt durchschnitten. —

Es war ein erschütterndes Drama, das sich in dieser Nacht dort oben in der Bergesstille des Rascherki abspielte. Noch heute, nach Jahren, zittert mir das sturmgewohnte Herz, wenn ich an die furchtbaren Verirrungen eines Menschen denke, der es verstanden hatte, bis dahin bei seinen Vorgesetzten und Untergebenen sich beliebt zu machen, und der infolge seiner Stellung berufen war, seine Kameraden mit der Waffe, die er trug, zu schützen, statt sie so grausam und ohne jeden Grund abzuschlachten.

Was hatte denn nun diesen unseligen Mann, der aus den Bergen der Seealpen stammte und der sich während seiner ganzen



Araber im Gebet.

Dienstzeit bis dahin musterhaft geführt und nie eine Stunde Strafe erlitten, zu diesen grauenhaften nächtlichen Bluttaten an braven Soldaten getrieben, die kaum einen Sous in der Tasche hatten, und die da draußen doch auch zu seinem Schutze Wache hielten? — Raubsucht war doch ganz ausgeschlossen. — War er wahnsinnig? — Ich weiß es nicht. — — Auch die nachfolgende Untersuchung des Kriegsgerichts konnte nach dieser Seite hin kein Licht bringen. Der Mörder war seit seiner Festnahme überhaupt nicht mehr vernehmungsfähig; wenn man ihn etwas auf seine Mordtaten Bezügliches fragte, schwieg er und fing an zu weinen. — —

„Es ist ein psychologisches Rätsel!" sagte Dr. Guizot.

Und solche Rätsel zu lösen, war nicht unser Soldatenberuf, hatten wir auch in einem Lande, wo der Mord sozusagen zum täglichen Brote gehörte, keine Zeit. — —

Die Körper der ermordeten Legionäre hatte der Unhold in der Nähe der Station eine steile, fast 200 m hohe Wand hinunter in eine enge Schlucht geworfen, wo sie, schon stark verwest und von den Raubtieren angefressen, mit großer Mühe herausgeholt wurden. —

Am selben Morgen, als ich nach der Mordnacht vom Rascherki kam, war die Nachricht auf dem bureau arabe eingelaufen, daß eine Marokkanerbande in der Nähe von Sfissifa über die algerische Grenze gedrungen war und eine friedliche Araber-Duar überfallen und dort alles niedergemacht habe. — Statt daß ich nun ins Bett kam, worauf ich mich so sehr gefreut hatte, mußte ich, wie ich ging und stand, in den Sattel steigen und mit der compagnie montée wiederum hinausreiten in die trostlose Sandwüste, um die flüchtigen Räuber zu verfolgen und zu bestrafen. —

Als wir nach mehreren Tagen nach Aïn-Sefra zurückkehrten, war Sergeant Bijot bereits zum Tode verurteilt und von Legionären erschossen worden.



Sechstes Kapitel.

Im Tuat.



Der südliche Teil von Nordafrika, das kolossale Ländergebiet, das sich am Nordrand der Sahara von der Küste des Atlantischen Ozeans bis nach Ägypten hinzieht, ist verhältnismäßig nur wenig bekannt. Das klingt unwahrscheinlich, wenn man sich die gewaltigen Anstrengungen vergegenwärtigt, die für die Erforschung Afrikas in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind. Freilich hat es nicht an todesmutigen Männern gefehlt, die versucht haben, das Dunkel zu lichten, das über diesen Teil Afrikas noch heute gebreitet ist. Die meisten dieser Forscher haben aber ihr kühnes Vordringen mit dem Tode gebüßt. Daß ihr rastloses Arbeiten auf diesem Gebiet so wenig Früchte getragen und vor der Welt so geringe Beachtung gefunden hat, darf uns nicht hindern, mit Bewunderung zu ihnen aufzublicken. Alle diese tapferen Männer haben dennoch, jeder auf seine Weise, Großes geleistet. Das ist vielleicht keinem besser bekannt, als mir, denn ich bin in der Sahara und im Atlasgebirge unzähligemal auf ihre Spuren gestoßen.

Einiges von dem, was ich in diesen der Wissenschaft noch so wenig bekannten Regionen gesehen habe, will ich hier mitteilen.

Die Nordseite des Großen Atlas ist wasserarm; die Südabhänge dagegen haben zeitweilig und stellenweise Überfluß an Wasser. Es regnet in diesen Gegenden selten; wenn es aber regnet, so geschieht

es meist in fast wolkenbruchartiger Weise. Diese Regengüsse finden in den Monaten Februar und März statt. Dann gehen in den Atlasbergen Gewitter nieder, die an Heftigkeit die in den brasilianischen Urwäldern bei weitem übertreffen. Die starken Gewitter in der Sahara zähle ich zu dem Furchtbarsten, was ich je erlebt habe. Von März ab fällt das ganze Jahr hindurch kaum noch ein Tropfen Wasser auf die Erde, und es herrscht dann eine Hitze und Trockenheit, von der man sich in Europa nur schwer einen Begriff machen kann.

Ein großer Teil der Täler wird von Sanddünen ausgefüllt; wo diese sich nicht finden, ist nackter, harter Felsboden. Täler und Berge sind, wenige Ausnahmen abgerechnet, völlig unfruchtbar. Doch findet man, wenn auch hundert und mehr Kilometer von einander entfernt, sog. Kamels-Oasen, die schöne, fruchtbare Weideplätze bieten. Hier sammelt sich während der Regenmonate das Wasser und hält sich längere Zeit. Diese von einer starren, öden Bergwelt umgebenen kleinen Oasen sind wie Inseln im weiten Ozean und bilden einen Sammelplatz für zahlreiche lebende Wesen. Hier wachsen die Tamariske in mehreren Arten, die Korkeiche, prächtig blühende Oleander und Kakteen von riesenhafter Größe; der Gummibaum, in dessen Schatten ein üppiges Gebüsch auf schönem Rasen- und Blumenteppich wuchert, erreicht eine Höhe von 8 bis 9 m.

Doch nur während der kurzen Frühlingszeit, so lange Wasser vorhanden ist, blüht hier das Leben. Im Sommer stirbt alles unter den heißen Strahlen der Sonne ab, und die Stille des Todes herrscht überall. Tagelang kann man dann vergeblich nach Wasser suchen, und wo man es in den meist tiefen Löchern findet, ist es sehr schlecht, oft faul und ungenießbar.

Die Südabhänge des Atlasgebirges und die nördliche Sahara besitzen trotz ihrer allgemeinen Wasser- und Pflanzenarmut eine verhältnismäßig reiche Tierwelt: Panther, Hyänen, Schakale, Antilopen, Gazellen, Füchse, Hasen; dazu zahlreiche Raubvögel; Krähen und Raben; viele Reptilien und sonstiges Gewürm. Im Tuat besonders sind der Steinbock und der wilde Esel zuhause; man begegnet hier auch zum erstenmale dem Strauß. Der Gefahr,

von der sehr giftigen, blauen Hornviper, der einzigen Giftschlange Nordafrikas, gebissen zu werden, ist man auf Schritt und Tritt ausgesetzt. Das Krokodil findet man in dem kleinen, sehr fischreichen See Tassili, an dessen Ufern es von Wasservögeln, besonders von wilden Enten, wimmelt. Zu bestimmten Zeiten sieht man am Tassili-See viele tausend Störche, die vorüberziehend hier Station machen. Die Störche sind, wenn sie hier ankommen, von ihrem langen Flug über das Mittelländische Meer und über die hohen Gipfel des Atlas meist so ermüdet, daß sie regungslos am See liegen bleiben, wenn sich ihnen Menschen nahen. Die Löwen, die vor zwei Jahrzehnten noch zahlreich am Nordrand der Sahara und im Atlasgebirge anzutreffen waren, sind fast ganz verschwunden, dagegen scheinen die Panther, die hier an manchen Stellen zu einer wirklichen Plage werden, sich vermehrt zu haben. Ich hatte wenigstens oft Gelegenheit, diese wilden Bestien anzutreffen und zu schießen.

Das Klima ist außerordentlich heiß und trocken, aber sehr gesund. Während ich von der Nordküste Afrikas bis weit ins Innere hinein oft von Fieberanfällen heimgesucht wurde, blieb ich in der Bergregion des Atlas davon verschont; trotz der hochgradigen Hitze fühlte ich mich hier so gesund und kräftig, wie selten in meinem Leben. Der Wechsel in der Temperatur bei Tag und Nacht ist groß. Am Tage sind die Strahlen der Sonne, vor denen man kaum einen Schutz findet, zu fürchten; aber die Kälte der Nächte ist für die Gesundheit noch viel gefährlicher.

Im Juni befand ich mich in der Oase El Golea. Vor meinem Zelte befand sich stets, an einen Pfahl gebunden, ein Thermometer. Eines Tags zeigte es morgens um 10 Uhr 40° und mittags um 1 Uhr 54° R. in der Sonne; einige Tage später fand ich im Schatten 11 Uhr vormittags 39° R., in der darauf folgenden Nacht um 2 Uhr nur noch 3° R. Ein solcher Temperaturwechsel in so kurzer Zeit ist wohl auf keinem andern Punkte der Erde anzutreffen. In der nördlichen Sahara gibt es nur wenige Punkte, die ständig von Menschen bewohnt sind. Man zählt in dieser immensen Ausdehnung eigentlich nur vier größere Oasen: Ghadames, Insalah, Ghat und Ideles. Im südwestlichen Teile der Sahara sind die



Berberische Schönheiten.

bewohnten Punkte zahlreicher; sie haben aber nach Norden hin keine Beziehungen.

Die Bewohner der Oasen Ghadames in Tripolis und Ghat in Fessan sind seßhafte Berber und freie Schwarze aus dem Süden. Sie sind kein sympathisches Volk. Die Neger genießen hier fast die gleichen Rechte und Freiheiten wie die Berber; gleich diesen treiben sie einen schwungvollen Handel mit den Stämmen der algerischen und tunisischen Wüstengebiete. Beide, Berber wie Neger, zeichnen sich durch ganz besondere Unverschämtheit und Anmaßung gegen jeden Europäer aus. Schon mancher Europäer hat hier sein Leben lassen müssen. —

Ideles, ausschließlich von Tuareg und deren schwarzen Sklaven bevölkert, war vor mir noch von keinem Europäer besucht worden. Es liegt am Bach Ihargar, dessen Wasser rund um die Oase geleitet ist. Das Dorf Ideles zählt etwa 120 aus getrockneten Lehmziegeln erbaute elende Hütten, in denen ungefähr 800 Menschen wohnen. Es ist ein faules, freches Volk, das hier lebt. Überall, wohin man blickt, herrscht nichts als Schmutz und Unordnung. Um das Dorf herum ziehen sich einige magere Gerstenäcker und Melonenfelder. In den Gärten finden sich etwa 1400 Palmen, deren Datteln vorzüglich sind und die Hauptnahrung, etwa wie bei uns die Kartoffeln, der Bewohner bilden. Die ganze Oase hat nur eine Länge von 6 km und eine Breite von 1 bis 4 km. Die Sommermonate sind hier sehr heiß, die Wintermonate dagegen außerordentlich kalt.

Ich besuchte Ideles im Winter. In der Christnacht hatte es so stark geschneit, daß man am Weihnachtsmorgen auf dem Platze, auf dem wir lagerten, Wege bahnen mußte, um von einem Zelte zum andern gelangen zu können. Alle Berge weit in der Runde waren dicht mit Schnee bedeckt, so daß die ganze vor meinen Augen liegende Sahara-Landschaft einen recht frostigen, heimatlichen Eindruck machte. Wir vergnügten uns mit Schneeballwerfen; inmitten unseres Lagers hatten wir einen gewaltigen Schneemann gebaut, der den Eingeborenen viel Spaß machte, und von ihnen stundenlang angestaunt und bewundert wurde. Es schneite unaufhörlich den ganzen Tag über, und dabei war die Kälte so schneidend, daß ich,

obschon dreifach in wollene Decken gehüllt, arg fror. Die mächtigen Lagerfeuer, die wir angezündet hatten, waren kaum imstande, uns zu erwärmen. Ich habe die Gebirgsketten sowohl des Großen Atlas wie des marokkanischen Hohen Atlas ziemlich ganz bereist, aber Bergspitzen mit ewigem Schnee dort nicht gefunden. Der höchste Gipfel des Atlasgebirges, der Ayachir, über den ich später noch einiges sagen werde, ist über 5000 m hoch. Mehrere Monate im Jahre trägt er eine Schneekappe, die aber spätestens im Mai verschwindet.

Nur die wenigen kleinen Oasen besitzen eine seßhafte Bevölkerung, die übrigen Bewohner des Tuat sind Nomaden, die die Sahara ohne Unterlaß nach allen Richtungen hin durchstreifen. Das Gebiet der Tuareg war bereits den Römern bekannt; doch konnten sie trotz aller Anstrengungen dort keinen festen Fuß fassen; sie zogen sich daher, nachdem mehrere Legionen im Sonnenbrand und in dem heißen Sande verschmachtet waren, aus dem unheimlichen Lande zurück. Bis 1830, als die Franzosen Algerien zu erobern begannen, war der Tuat für die Welt verschlossen. Erst Gerhard Rohlfs erinnerte in seinem Werke „Quer durch Afrika" wieder daran. Dieser Forscher hat das Verdienst, den Namen des Jahrhunderte lang vergessenen Landes wieder ans Tageslicht gezogen zu haben; er ist es auch gewesen, der die Franzosen darauf hingewiesen hat. Nebenbei möchte ich bemerken, daß das Werk gerade dieses scharfsinnigen, verdienstvollen Forschers Gegenstand des eifrigsten Studiums der französischen Kolonial-Offiziere ist.

In neuester Zeit ist dem Werke Gerhard Rohlfs noch das Buch des Oberstleutnants M. F. Hübner „Eine Pforte zum Schwarzen Erdteil", dem ich hohe Anerkennung zolle, hinzuzuzählen.

Aber wie die alten Römer, auf deren Spuren man noch heute fast überall in der nördlichen Sahara stößt, keine Lorbern im Tuat errangen, so ist auch der französische Einfluß dort noch gering. Frankreich hat schon mehrfach die Absicht gehabt, die beiden Regimenter der Fremdenlegion in die Sanddünen und Salzsümpfe des Tuat zu verlegen. Ich weiß nicht, warum dieser männermordende Gedanke noch nicht zur Tat geworden ist. Wohl aber



Die große Kabylie.

weiß ich, daß jedesmal, wenn der Alarmruf erscholl: „Es geht nach dem Tuat!" auch dem verhärtetsten Fremdenlegionär vor Entsetzen das Herz in die Schuhe sank. Er sah dann im Geiste nichts vor sich als eine unendliche Kette von Elend: weite, glühend heiße Sandstrecken, qualvollen Durst, Hunger, und zum erlösenden Schluß die spitzen Lanzen der grausamen, tapferen Tuareg. —

Und wahrlich, diese Tuareg sind für die Franzosen keine zu verachtenden Gegner. Es sind meist schöne Leute, groß, schlank, von feinem, aber muskulösem Gliederbau, mit charakteristischen Köpfen und intelligenten Gesichtszügen. Ihr Reichtum besteht in Viehherden. Ackerbau treiben sie nicht. Sie besitzen keine Pferde — ich erinnere mich wenigstens nicht, im Tuat, den ich fast ein Jahr lang kreuz und quer durchstreift habe, ein einziges Pferd außer dem meinigen gesehen zu haben —, sondern sie benutzen zum Reiten das Mehari (Reitkamel). Bemerkenswert ist auch, daß es im ganzen Tuat kein Schwein und keine Katze gibt. —

Über den Charakter der Tuareg kann ich nicht viel Gutes berichten. Sie sind ein falsches, hinterlistiges, grausames Volk, stets nur auf Raub und Mord bedacht. Ich habe während meines langen Aufenthalts bei ihnen, wo ich Zeit genug hatte, ihren Charakter zu studieren, die denkbar schlechtesten Erfahrungen gemacht, und es erscheint mir heute noch als ein Wunder, daß ich ihren wiederholten offenen und hinterlistigen Überfällen und Mordanschlägen nicht zum Opfer gefallen bin; von mehrfach erhaltenen Wunden will ich gern schweigen. Was mich am meisten in Erstaunen gesetzt hat, und worüber ich oft, ich mochte wollen oder nicht, recht herzlich lachen mußte, das ist das geradezu verblüffende Diebstalent dieses Volkes. Nirgends in Afrika bin ich mehr und zuweilen auf so drollige und raffinierte Art bestohlen worden, als von den Tuareg. Diese Menschen konnten alles, was ihnen nicht gehörte, brauchen; alles hatte Wert für sie. Und mit dem Diebstahl geht wie überall so auch hier die Lüge Hand in Hand. Selbst dann noch, wenn ich sie, was mehrfach geschah, auf frischer Tat bei einem Diebstahl erwischt hatte, leugneten sie, dabei aber mit der unschuldigsten Miene eines Kindes den gestohlenen Gegenstand in der Hand drehend, das

Unrecht begangen zu haben. Diebstahl ist bei den Tuareg kein Unrecht. Der geriebenste Spitzbube ist bei ihnen der geehrteste Mann. Daher waren Eigentumsverwechslungen häufig die Veranlassung zu recht unliebsamen Szenen zwischen meinen Leuten und den Tuareg, wobei ich mich mehrfach gezwungen sah, den Revolver sprechen zu lassen, um mir bei den letzteren den nötigen Respekt zu verschaffen. Es ist wiederholt vorgekommen, daß man uns fast das halbe Lager fortgeschleppt hatte, das wir uns dann immer mit mehr oder weniger Kampf zurückholen mußten.

In politischer Beziehung gehören die Tuareg zu den beiden von einander unabhängigen Gruppen, die man unter den Namen Asgar und Hogar kennt. Jene bewohnen den Osten des Landes, diese den Westen. Diese beiden Völkergruppen der nördlichen Sahara, deren jede unter einem Hauptchef steht, teilen sich in viele kleine Stämme. Jeder Stamm besitzt, so lange er sich an einem Ort aufhält, ein festbegrenztes Weidegebiet, so daß Grenzstreitigkeiten und die dadurch entstehenden blutigen Fehden, wie solche bei den Stämmen im Süden von Marokko alltäglich sind, selten vorkommen.

Die Tuareg nennen sich Mohamedaner, haben aber in Wirklichkeit so gut wie gar keine Religion; auch von einem Kultus kann bei ihnen keine Rede sein. Die Frau ist nicht die Sklavin des Mannes, sondern sie steht ihm ebenbürtig zur Seite. Gewöhnlich ist die Frau des Targi (dies der Singular von Tuareg) auch etwas unterrichtet, sie kann, was man bei dem Manne nie antrifft, zuweilen etwas lesen und schreiben, welche Kenntnis die Tuareg-Frau den umherziehenden jüdischen Händlern verdankt; sie spricht daher in Stammes-Angelegenheiten manchmal ein gewichtiges Wort mit. Sie steht somit weit höher, als die arabische Frau, ist leidlich hübsch, stets sauber und sorgfältig gekleidet und besitzt einen sanften Charakter. Die Frau ist hier in allen Dingen das bessere Gegenstück des Mannes. Der älteste Sohn der ältesten Schwester des Familienoberhauptes besitzt das Vorrecht vor allen anderen Kindern. Diese sonderbare Erbfolge bei den Tuareg ist ein natürlicher Ausfluß der unbegrenzten Achtung vor der Frau, die hier so viel eigenen Willen, Rechte und Freiheiten besitzt. Daher erklärt sich auch der Widerstand,

den die Tuareg-Frauen dem Mohamedanismus entgegensetzen, und die bittere Feindschaft, mit der sie jeden Islamprediger verfolgen. Ehebruch kommt selten vor. —

Die Tuareg, die ein reines Berberisch sprechen, in dem nur wenige arabische Wörter vorkommen, teilen sich gesellschaftlich in zwei Klassen: in einen Adelstand — der von den Arabern Djied, von den Tuareg selbst Ihaggar genannt wird — und in freie Arbeiter, die Amgad heißen und im Dienste der Ihaggar stehen. Die Ihaggar ziehen in den Krieg, gehen auf die Jagd und lauern den Karawanen auf, um sie zu berauben; sie führen, kurz gesagt, ein ungebundenes Herren- und Räuberleben und halten jede, auch die geringste Arbeit unter ihrer Würde. Die Amgad dagegen weiden die Viehherden und besorgen den Dienst bei den Kamelen, an denen das Land besonders reich ist. Der Preis für ein gutes Kamel übersteigt hier selten 200 Franken.

Die Tuareg besitzen zahlreiche schwarze Sklaven, die von ihren Herren gut behandelt werden. Wie ich mich überzeugt habe, sind die meisten dieser Schwarzen, die die Haus- und alle sonstigen niederen Arbeiten verrichten, zufrieden mit ihrem Lose und laufen nur selten davon. Flucht wird mit harter Züchtigung, oft mit dem Tode bestraft. Die Sklaven sind gut genährt, besitzen aber keinerlei Rechte. Die Amgad dagegen teilen Gewinn und Verlust mit den Ihaggar, wenn sie gemeinschaftlich auf Raub ausgehen. Diese allein besitzen das Weiderecht. Die Karawanen, die das Gebiet der Tuareg passieren, zahlen an die Ihaggar eine Abgabe, deren Höhe sich nach der Zahl der Kamele richtet. Dieser Durchzugszoll, der von den Karawanen nur selten verweigert wird, bildet eine der Hauptexistenzquellen für dies kühnste Räubervolk der Wüste Sahara.

Der Targi kümmert sich nicht um das, was morgen geschehen könnte; er lebt nur für heute. Er sammelt nie Vorräte. Ein einziges Unglücksjahr genügt, um das ganze Land in die furchtbarste Hungersnot zu stürzen. Dann ist es überhaupt unmöglich, in diesem an und für sich schon unsichern und unwirtlichen Lande zu reisen. Zu solchen Zeiten sind hier Raub und Mord etwas Alltägliches; niemand, weder der Eingeborene noch der Fremde, ist seiner Habe

und seines Lebens sicher. Die Karawanen durchziehen den Tuat dann nur unter dem Schutz außerordentlich starker Bedeckungen, und zwischen den hungernden Wüstenräubern und den Begleitmannschaften der Karawanen finden oft furchtbare, blutige Kämpfe statt, von denen die zivilisierte Welt niemals etwas erfährt; es werden dabei Grausamkeiten verübt, die sich nicht beschreiben lassen. —

Im Tuat darf man überhaupt nicht daran denken, lange an einem Orte sich aufzuhalten. Fortwährend muß man auf einen Überfall gefaßt sein und sich darauf gerüstet haben. Ich habe den Teil der nördlichen Sahara, welchen man den Tuat nennt, ein ganzes Jahr lang durchstreift, aber ich bin während dieser Zeit nur selten aus der Kleidung und aus den Stiefeln gekommen. Keine Nacht schlief ich hier in meinem Zelte, ohne das geladene Gewehr und den Säbel zu meiner Verteidigung fest im Arme zu halten. Wie notwendig diese Sicherheitsmaßregeln waren, haben mich die zahlreichen unvermuteten Überfälle, unter denen wir zu leiden hatten, nur zu deutlich gelehrt. Jeder Targi ist mit Lanze und Messer bewaffnet und in jedem Augenblick bereit, sie zu gebrauchen. Ein Menschenleben hat in diesem unheimlichen Lande nicht den geringsten Wert. Nur dann erst ist man bei den Tuareg eine Respektsperson, wenn man von ihren Brüdern recht viele über den Haufen geschossen hat. —

Wir waren zum Zwecke der Feststellung der Sahara-Bahnlinie in den Tuat gekommen — ein kleines, aber vorzüglich ausgerüstetes, kühnes Häuflein von 60 Mann. Was vordem großen militärischen Expeditionen nicht gelungen war, das glückte uns. Wir brachten ein wertvolles, gut ausgearbeitetes Material von Karten, Plänen und photographischen Aufnahmen und eine genaue Kenntnis von Land und Leuten aus dem bisher noch wenig erforschten Tuat heim. Aber mit welch' schweren Opfern hatten wir das alles erkaufen müssen! — 60 Mann stark waren wir ausgezogen, und zu 12 Mann, alle krank, kehrten wir nach Biskra und von da nach Aïn-Sefra zurück; 48 Kameraden hatten wir in dem heißen Wüstensande und in den öden, giftige Dünste aushauchenden Salzsümpfen des Tuat begraben. —



Siebentes Kapitel.

Der See und die heissen Quellen von Aïn-el-Uarkat.



Auf den vielen Streifzügen, welche ich in das Felsengebirge des Großen Atlas im Süden der Provinz Oran unternahm, hatte ich reiche Gelegenheit, sowohl in naturgeschichtlicher als auch in historischer Beziehung interessante Forschungen und Funde zu machen. Dazu gehören der See und die in dessen unmittelbarer Nähe liegenden heißen Quellen, welche ich im Hochgebirge etwa 60 km südöstlich von dem kleinen Araberdorfe Moghar in der Region des Djebel Sebgar fand. Die Entdeckung dieses bisher unbekannten Sees mit seinen heißen Quellen war meinerseits keine zufällige, sondern ich wurde von einem alten Araber darauf aufmerksam gemacht. Der Alte beschrieb mir die Lage dieses rätselhaften Bergsees und ihn selbst so genau, daß ich an seine Existenz nicht mehr zweifeln konnte. Ich beschloß daher, dies Wunder mit meinem gelehrten Freunde, dem Dr. Guizot, aufzusuchen. Wie gewöhnlich unternahmen wir solche Wanderungen zu Pferde und ohne Begleitung.

Wohl ausgerüstet mit allem Nötigen machten wir uns auf den Weg. Obgleich es noch früh am Morgen war, machte die Hitze sich doch schon recht drückend bemerklich, und wir waren froh, nach einem sechsstündigen scharfen Ritt durch das langgestreckte, öde und schattenlose

Alfatal des Aïssa endlich in die von dem alten Araber bezeichnete enge Schlucht, welche zu unserm Ziele führen sollte, eindringen zu können. —

Ein großartiges Bild rollte sich vor unseren Augen auf! Schroff und steil steigen die kahlen Felsen des sagenumwobenen Atlas aus der Ebene in mächtiger Höhe empor — einer im Guß erstarrten Eisenmasse ähnlich! —

Die Alpen mit ihren schön bewaldeten Felsenketten, ihren Höhen, geschmückt mit Dörfern, Schlössern, Klöstern und Kirchen, bieten einen das Auge erfreuenden Anblick dar und markieren in dieser ihrer Eigenart, welche weder die schottischen Hochlande noch die Berge Norwegens aufweisen können, ein Naturgemälde ohne Gleichen. Doch nichts kommt an bizarrer Großartigkeit, an erdrückender Schwere und Mächtigkeit diesen gewaltigen, starren, aus öder Sandwüste hervorragenden Felsenmassen des Atlas gleich. Man muß diese schwarzen, unheimlichen Bergriesen mit eigenen Augen gesehen haben, dann erst versteht man die alte Sage, wonach der Atlas das Himmelsgewölbe trägt.

Alpen und Atlas sind zwei Gebirge, welche die schärfsten Gegensätze zu einander aufweisen. Dort ist die lachende, schöne Natur, man fühlt überall den Hauch frischpulsierenden Lebens, und frohen Mutes gehen die Bewohner ihrer friedlichen Beschäftigung nach; — doch hier, in den Bergen des Atlas, herrscht ewiges Schweigen, die Natur ist tot, denn Felsgeröll und Sand haben alle Pflanzenkeime unter sich erdrückt, und ernst und finster, nur auf Raub und Mord sinnend, ziehen die grausamen Bewohner der Wüste durch die öden, sonnendurchglühten Täler. Wehe dem Unvorsichtigen, welcher, ohne unter genügendem Schutz zu reisen und ohne die spärlichen Wasserpunkte zu kennen, in diese Regionen sich wagt! Entweder fällt er unter dem Dolche eines fanatischen Muselmannes oder aber, vor Durst verschmachtet, sinkt er nieder in den glühendheißen Sand, — und der Sirocco, der totbringende Wüstenwind, hat bald Alles mit einer schweigenden Decke überzogen, so daß nichts mehr darauf hindeutet, daß hier ein unglückliches Menschenkind sein Leben ausgehaucht hat.



Ein Dorf im Atlas-Gebirge.

Unser Aufstieg durch die Schlucht, welche nur allmälig breiter wurde, gestaltete sich mit jedem Schritt schwieriger. Nach einer dreistündigen Steigung, bei welcher wir die Pferde am Zügel führen mußten, befanden wir uns auf dem Kamme der ersten Bergkette, die in einer Höhe von etwa 1800 m über dem Mittelmeerspiegel emporragt.

Und hier fanden wir, was wir suchten. Dort unten vor uns, in tiefster Bergeinsamkeit, lag weltverloren der See von Aïn-el-Markat, in dem sich das Dunkelblau des wolkenlosen afrikanischen Himmels spiegelte. Welch' ein Anblick inmitten der öden, von keinem menschlichen Wesen bewohnten Bergwüste! —

Am andern Ende des Sees sahen wir den weißen Dampf der heißen Quellen in mächtigen, undurchsichtigen Wolken aufsteigen. Die Palmengruppen, welche den See umrahmten, ließen schon aus der Ferne erkennen, daß ein reicher, seltener Pflanzenwuchs dort unten sich vorfand.

Langsam und vorsichtig stiegen wir den Abhang, der zum See ziemlich steil abfällt, hinab, jeden Augenblick erwartend, von dem mit lautem Getöse uns nachrollenden Gestein erschlagen zu werden. Als wir unten angekommen waren und den letzten Felsvorsprung umgangen hatten, sahen wir uns plötzlich in eine dichte weiße Dampfwolke gehüllt, die aus einer der heißen Solquellen aufstieg. Etwa armesdick sprudelte das heilkräftige Wasser 3 m hoch aus dem Erdboden hervor, um sich darauf nach kurzem, schnellem Laufe in den See zu ergießen. Als wir noch einige Meter vordrangen, waren wir ganz und gar von den heißen, weißen Dampfwolken umhüllt — auf allen Seiten sprudelten die Quellen aus dem Boden heraus und verursachten ein Getöse, daß uns fast Hören und Sehen verging. Der uns umwallende Dampf benahm uns fast den Atem. Etwas vorschnell steckte Dr. Guizot die Hand in das Wasser der größten Quelle, um den Wärmegrad zu prüfen. Doch mit dem leisen Ausruf: „Sapristi! — quelle chaleur!“ zog er die verbrannte Hand schnell zurück. —

Uns stand eine noch größere Überraschung bevor. Zwei Meter etwa entfernt von einer der heißen Quellen fanden wir eine andere,

die sich von den dampfumwobenen Quellen, deren Wasser eine grau-weiße Färbung haben, dadurch unterschied, daß es klar und kristallhell war. Kein Dampf wirbelte über dieser Quelle empor. Das reizte unsere Neugier im höchsten Grade. — Und welch' ein Naturspiel! Wir fanden dies Wasser kalt, eiskalt und zum Trinken vorzüglich. Man denke sich, inmitten einer Anzahl heißer, stark salziger Quellen, deren Wasser für den gewöhnlichen Gebrauch ungenießbar und so heiß ist, daß man Eier darin kochen kann, befindet sich in einem Abstande von 3 m eine Quelle, deren Wasser schön und trinkbar und so kalt ist, daß, wenn man die Hand hineinsteckt, dieselbe vor Kälte fast erstarrt! —

Nachdem wir die Quellen, wir zählten deren 46, eingehend untersucht, ihren Wärme- und Mineralgehalt festgestellt hatten, machten wir uns mit regem Interesse an die Untersuchung des Salzsees selbst. Der Hauptteil desselben befindet sich in einem alten, erloschenen Krater und ist, der Sage der Araber nach, unergründlich. Wir waren fast selbst geneigt, uns diesem Glauben anzuschließen, denn ein von uns hinuntergelassenes Meßseil von 100 m Länge erreichte den Grund nicht. Der See bedeckt einen Flächenraum von ungefähr $2^1/_2$ qkm und hat die Form eines ungleichmäßigen Dreiecks. Sein Wasser ist von schöner, hellgrüner Farbe und, trotzdem die vielen heißen Quellen in ihn sich ergießen, von angenehmer Frische.

Einen sichtbaren Abfluß hat der See nicht. Die zahlreichen Quellen führen ihm täglich mindestens 500 kbm Wasser zu; berechnet man nun die tägliche Verdunstung unter diesem Breitengrade auf nur 8 Prozent, so müßte nach richtiger Würdigung der Randverhältnisse der See in etwas mehr als vier Tagen überlaufen. Infolgedessen muß ein unterirdischer Abfluß, und zwar ein ganz bedeutender, vorhanden sein. Vielleicht sind auch mehrere unterirdische Abflüsse vorhanden, die, meiner Vermutung nach, zwei marokkanische Flüsse, den Scharef und den Hamsa, deren Quellen ich nachgeforscht, aber nicht gefunden habe, entstehen lassen. Der Scharef sowohl wie der Hamsa verlieren sich in ihrem Oberlaufe total im Wüstensande, so daß meine Annahme, daß beide Flüsse

unterirdische Quellen haben, ganz berechtigt erscheint. Wie sehr man über die Wasserverhältnisse im Atlasgebirge oft aus allen Berechnungen und aus einer Überraschung in die andere fällt, beweisen die beiden von mir bereits erwähnten Quellen auf dem Djebel Zaïda und dem Djebel Moïda.

Das Leben am See ist recht bewegt. Inmitten der Todesstille der starren Berge bildet er den Sammelpunkt aller lebenden Wesen aus weiter Runde. Da sieht man auf dem See selbst Schwärme schwimmender Wasserhühner und wilder Enten, im See Schildkröten von kapitaler Größe; doch Fische befinden sich nicht darin. Über dem See, in der Luft, schweben gewaltige Geier. Hasen und Rebhühner, Gazellen und Antilopen, Sandfische, Skorpione, Schlangen aller Art und Eidechsen bis zu ½ m Länge, schon kleinen Krokodilen gleich, bewohnen die Ufer und die benachbarten Reviere dieses reizenden Bergsees; sogar der blutgierige Panther stellt sich hier ein und richtet oft Schrecken und Verheerung in der hier hausenden Tierwelt an.

Ganz vertieft in unsere Untersuchungen und Sammlungen, hatten wir kaum bemerkt, daß es Abend geworden war. Es war Zeit, einen Platz zum Nachtlager für uns aufzusuchen. Mitten auf einer von zwei Seiten durch den See begrenzten Fläche errichteten wir unser kleines Zelt. Heiter plaudernd verzehrten wir unser Nachtmahl, bestehend aus kalten Konserven und feurigem Algierwein, den wir in ziemlich großem Quantum in einem Ziegenschlauche mit uns führten. Auch unser Lager war bald hergerichtet: ein wenig Alfagras, den Sattel zum Kopfkissen — das war alles, was wir uns bieten konnten. Ermüdet warfen wir uns bald auf das einfache Lager, uns auf die Wachsamkeit unseres großen und treuen Hundes Türk verlassend, den wir vor dem Zelte angebunden hatten. —

Wir hatten einige Stunden geschlafen, als uns das drohende Knurren unseres Türk aufschreckte. Vorsichtig und geräuschlos wie die Katzen krochen wir, die Gewehre in der Hand, aus dem Zelte heraus, um mit scharfem, geübtem Auge Umschau zu halten. Sanftes Mondlicht beleuchtete die Landschaft und spiegelte sich in tausend Reflexen in den vom Nachtwind leichtbewegten Wellen des Sees.

Kein menschliches Wesen war in der Nähe, nur einige hungrige Schakale und Hyänen umschlichen wie immer unsern Lagerplatz. —

„Alles ist ruhig," meinte mein Kamerad, in das Zelt zurückkriechend und mißmutig über die Störung auf das Lager sich niederstreckend.

Ja, alles war ruhig — nur unser Türk nicht. Wir kannten unser treues, wachsames Tier, unsern Begleiter auf allen Expeditionen, und schlossen aus seinem Benehmen, daß hier irgend etwas nicht in Ordnung war. Sein drohendes Knurren ging bald in ein wütendes Gebell über. Wir waren im Begriff, uns abermals von unserm Lager zu erheben — als aus nächster Nähe ein Ton an unser Ohr schlug, der uns, die wir doch seit Jahren all' die mannigfachen Gefahren und Schrecknisse der afrikanischen Wildnis kannten und ihnen furchtlos die Stirn geboten hatten, bis ins innerste Herz hinein erbeben machte. Mit einem Satz, das ganze Zelt über unseren Köpfen zusammenreißend, waren wir aufgesprungen. Einen Augenblick standen wir wie versteinert da, mit fester Hand unsere Gewehre umschlossen — aber keines Wortes mächtig. Erst das wütende Zerren und Bäumen unserer Pferde, welche wir einige Meter vom Zelte entfernt an einer Palme angebunden hatten, belebte uns wieder.

Mit einem Schlage war es am Ufer des Sees lebendig geworden. Die Wasservögel flogen ängstlich kreischend auf den See, im Schilf raschelte es überall, und alles Getier, das fliehen konnte, suchte hastig das Weite.

Das war ein Panther, eine jener gewaltigen Katzen, die, in ihrer Blutgier und listigen Verschlagenheit dem Tiger ähnlich, gefährlicher sind als hungrige Löwen. Der Geruch unserer Pferde hatte ihn wahrscheinlich angelockt.

In kurzen, kräftigen Brusttönen wiederholte er noch einmal sein Gebrüll. Wir waren eine Strecke im Gebüsch vorgedrungen. Aber so aufmerksam wir auch ausspähten, so konnten wir die Bestie selbst doch noch nicht erblicken. Nichts ließ sich vernehmen. Es schien, als ob das Raubtier weiter in das Gebüsch sich zurückgezogen habe. —



Eine Straße in Ain Sefra.

Ich hatte mich, das Gewehr schußfertig, auf ein Knie niedergelassen, um so, vom Schein des Mondes nicht behindert, das niedere Gesträuch schärfer durchblicken zu können. Ich konnte aber, so sehr ich alle Sinne anstrengte, nichts entdecken. Schon war ich im Begriff, mich aus meiner knieenden Stellung zu erheben, als ich urplötzlich einen gewaltigen, fast übernatürlichen Luftdruck gegen mich verspürte, der mir den Tropenhelm vom Kopfe schleuderte und mich selbst stark ins Wanken brachte. — — — Der Panther war zu weit und infolgedessen über mich hinweggesprungen! — — —

In demselben Augenblick jedoch krachte auch ein Schuß — ein Schuß, der mich vom sichern Tode rettete. Ich hatte die Kugel dicht an meinem Ohre vorüberpfeifen hören. Wie betäubt erhob ich mich und sah nun, kaum vier Schritte von mir entfernt, den gewaltigen Panther, von Dr. Guizots sicherer Kugel tödlich in den Kopf getroffen, neben mir liegen, im Todeskampfe heftig mit den furchtbaren Pranken um sich schlagend. — —

Jetzt trat mein Freund an das wütend am Boden sich wälzende Raubtier heran, um ihm einen zweiten und letzten Schuß in die Augen zu geben. Sich darauf an mich, der ich noch immer regungslos und erschreckt den sterbenden Panther anstarrte, wendend, meinte er lachend:

„Verwünschte Bestie — wäre Dir beinahe gefährlich geworden! — Zum Frühstück werden wir Pantherbraten essen. — Das Fell nehmen wir mit. Werde es präparieren lassen und es der Mutter nach Paris schicken, wenn Du erlaubst. Die Mutter hat sich für den Winter so ein warmes Fell gewünscht — wird sich jetzt freuen!" —

In der höchsten Lebensgefahr dachte der gute Mensch nicht nur daran, seinem Freunde das Leben zu retten, sondern auch seiner alten Mutter eine Freude zu bereiten! —

Außer Stande, meinem Freunde mit Worten zu danken, drückte ich ihm schweigend die Hand. Das war nun während meines Aufenthalts in Afrika schon der zweite Panther, dessen furchtbaren Pranken ich glücklich entronnen war. —

Nachdem das Raubtier seinen Todeskampf beendet hatte und regungslos dalag, konnten wir es genauer betrachten. Fürwahr,

es war ein Prachtexemplar von über 2 m Länge und so schwer, daß wir beide nicht imstande waren, es auch nur einige Schritte fortzubewegen. Wir legten daher einen Strick um den Leib des Ungeheuers, spannten eins unserer Pferde davor und schleiften es bis zu der Stelle, wo unser Zelt gestanden hatte.

Es war gegen 2 Uhr morgens.

Trotzdem am See wieder vollständige Ruhe eingetreten war und alles in tiefstem Schweigen lag, hatte doch der Überfall der wilden Bestie alle Müdigkeit aus unseren Knochen vertrieben. Schlafen konnten wir nicht mehr, so beschlossen wir denn, den Aufgang der Sonne wachend zu erwarten. Wir holten unsern Weinschlauch herbei, setzten unsere Pfeifen in Brand und verbrachten so, plaudernd, rauchend und tapfer zechend den Rest der Nacht. —

Als dann im Osten der feurige Ball der Sonne auftauchte und die ganze Berglandschaft wie mit flüssigem Golde und Purpur übergoß, da hatten wir bereits unserm Panther das Fell über die Ohren gezogen, und über einem lustig flackernden Feuer steckte am Bratspieß ein saftiges Stück aus der Panther-Vorderkeule, das uns zum Frühstück dienen sollte. Unser braver Türk machte sich an den am Boden liegenden übrigen Teilen der Jagdbeute zu schaffen. Wir aßen mit regem Appetit und, da meine verehrten Leser wahrscheinlich einen derartigen Braten noch nicht gegessen haben, will ich ihnen mitteilen, daß Pantherfleisch gar nicht so übel schmeckt. Unser Braten war zwar ein wenig hart und hatte, etwa wie Pferdefleisch, einen scharfen Nachgeschmack, was aber wohl in dem Alter des Tieres seine Erklärung finden möchte. —



Achtes Kapitel.

In den Kratern von Aïn-el-Uarkat.



Nach dem Frühstück wandten wir uns der näheren Untersuchung der Kraterwelt zu. Eine Stunde später befanden wir uns auf einem kaum einen halben Meter breiten Pfade, welcher dem See entlang in die Krater führte. Unsere Pferde konnten wir nicht mitnehmen; dieselben hätten sich auf den schmalen, ansteigenden Pfaden nicht halten können. Unter Türks Bewachung ließen wir die Tiere angebunden auf unserm Lagerplatz zurück. Mit Händen und Füßen arbeitend, gelang es uns unter großer Anstrengung, die sehr steile Außenseite der ersten Kratergruppe zu erklimmen. Überhängende Tuffsteine, Geröllschichten, bestehend aus schwarzer Lava und anderen Steinarten, erschwerten uns den Aufstieg ungemein. Unsere starken, nägelbeschlagenen Stiefel waren schon zerrissen, noch bevor wir oben ankamen. Den schmalen, oft kaum handbreiten Graten entlang führte der Weg an unheimlich tiefen Schlünden, den sog. Kraterkaminen, vorbei. Das Durcheinander einer mit furchtbar zerstörender Gewalt stattgehabten Erdrevolution herrschte hier. Felsblöcke von gigantischer Größe lagen in Masse umher, dazwischen hatte Lava und Asche alles mit einer dicken Schicht überzogen.

Welch' ungeheure Macht diese Ausbrüche, die nach unseren Untersuchungen und Berechnungen vor etwa 200 bis 300 Jahren stattgefunden hatten, gehabt haben müssen, bezeugen die zahlreichen Kamine, welche hier auf einer Strecke von ungefähr 15 km Länge

und einer Breite von 8 km verteilt sind. Eine unheimliche, wüste Welt! — Überall, wohin das Auge blickt, sieht man seltsam geformte Kuppen und Hügel, unterbrochen von hohen, aus der erstarrten Lavamasse hervorragenden Felskegeln. Ich habe den Vesuv und den Ätna bestiegen, — aber eine so entsetzliche Verwüstung, wie ich sie hier zwischen den Kratern von Aïn-el-Uarkat im Großen Atlas fand, habe ich dort nicht gesehen. —

Der Bergkegel, auf dem der Hauptkrater mit etwa 400 bis 500 Nebenkratern sich befindet, hat eine Höhe von 1900 m ü. M. Ihrer Natur nach sind die Krater Lavakrater, in deren Auswürfen ich viel Eisen entdeckte. Darauf stütze ich meine Behauptung, daß dieser Teil des Atlasgebirges, also die Strecke, wo der Übergang des Gebirges aus der Provinz Oran nach Marokko erfolgt, außerordentlich eisenreich ist. Der ganze Große Atlas überhaupt ist sehr mineralreich: es findet sich dort viel Kupfer, Silber und Gold, und ich bin fest überzeugt, daß sich hier, im nächsten Jahrhundert vielleicht, wenn die Kultur in diese Bergwüsten gedrungen sein wird, ein reger und gewinnbringender Bergbau entfalten wird.

Die höchste und steilste der Kuppen zog vornehmlich unsere Aufmerksamkeit auf sich, deuteten doch die umherliegenden ungeheuren Felstrümmer darauf hin, daß hier vor Zeiten eine außerordentlich starke Eruption stattgefunden haben mußte.

Nach zweistündigem, mühsamem Aufstieg kamen wir endlich mit zerschundenen Händen und Knieen auf dem Ring des Kraters an. Für eine nicht schwindelfreie Person wäre es unmöglich gewesen, dies Wagestück auszuführen; — ein Fehltritt, und man wäre auf Nimmerwiedersehen in einem der ungeheuren Löcher verschwunden. Auch vor unseren Augen flimmerte es ein wenig, als wir in den gähnenden, grundlos scheinenden, schwarzen Schlund hinunterschauten. —

Wir faßten den Entschluß, in diesen Krater hinabzusteigen, so tief, wie es immer nur möglich war. Derselbe besaß einen Durchmesser von ungefähr 350 bis 400 m. Bis zu einer Tiefe von etwa 100 m konnten wir vom Rande aus die innere Formation des Kraters prüfen; von da ab aber war für unser Auge alles



Französische Truppen in Algerien.
Tirailleur-Korporal.

„bedeckt mit Nacht und Grauen." Einige Felsstücke, welche wir in das Höllenloch hinunterwarfen, schlugen mit donnerartigem Krachen gegen die einzelnen Vorsprünge an, — immer schwächer wurde das furchtbare Gepolter, bis es allmälig erstarb. — —

Dr. Guizot, nach Bergmannsart eine kleine Laterne und eine Axt im Gürtel tragend, stieg als der Jüngere voran; ich selbst, das Meßseil um die Schulter geschlungen und ebenfalls mit Axt und Pickel bewaffnet, folgte ihm in kurzem Abstande. Je tiefer wir stiegen, desto schwieriger wurde die Arbeit. Die furchtbare Hitze, welche in diesem gewaltigen Loche herrschte, schnürte uns die Brust ein und benahm uns im Verein mit dem starken Schwefeldunst fast Atem und Besinnung. In einer Tiefe von 100 m zeigte das Thermometer bereits 48⁰ R. Mit jedem Schritt, den wir abwärts machten, steigerte sich die Temperatur. Dennoch drangen wir unaufhörlich tiefer. —

Mein Begleiter war sehr schnell abwärts gestiegen, und wiederholt hatte ich ihm zugerufen, er solle seinen jugendlichen Wagemut etwas zügeln. Doch er hörte nicht auf meine Warnung — so mußte denn das Verhängnis hereinbrechen. — —

Ich befand mich jetzt in einer Tiefe von etwa 120 m, während Dr. Guizot ungefähr 40 m unter mir stand. Ihn selbst konnte ich nicht mehr sehen; nur das helle Pünktchen seiner elektrischen Lampe verriet mir die Stelle, wo er sich befand. Ich hatte gerade den Mund geöffnet, um ihm eine Bemerkung zuzurufen, als ich sah, daß das Lichtpünktchen plötzlich von der Wand des Kraters sich loslöste — — ein dumpfer Schrei schlug an mein Ohr, dann folgte ein entsetzliches Krachen von abstürzendem Gestein und — — das Lichtpünktchen war meinen Blicken entschwunden. — — —

Entsetzt starrte ich in die grausige, finstere Tiefe, — dann rief ich wiederholt den Namen meines Freundes. — Doch keine Antwort drang zu mir herauf. — —

Der erste Schreck war überwunden, — es galt energisch zu handeln. Ich mußte den treuen Freund retten, oder doch wenigstens seine Leiche bergen, und sollte ich bei dem Versuch selbst in diesem verhängnisvollen Höllenschlunde den Tod finden. — Langsam und

vorsichtig stieg ich tiefer. Mit zerrissenen Kleidern, an den Händen und Knieen und im Gesicht stark blutend, kam ich an die Stelle, von der Dr. Guizot seine grausige Höllenfahrt angetreten hatte. Ich kniete hier auf einem abschüssigen, kaum einen Viertelmeter breiten Felsvorsprung. Mich mit den Händen an das harte Gestein krallend, beugte ich mich hinab in den finstern, grundlos scheinenden Schlund und rief unausgesetzt den Namen des Abgestürzten, — doch ich erhielt keine Antwort, — Stille des Todes umgab mich, sobald das Echo meiner Stimme sich gebrochen hatte. —

Die Temperatur war fast unerträglich; dazu trieb mir die innere Qual die Schweißperlen auf die Stirn. Ich fürchtete jeden Augenblick die Besinnung zu verlieren und gleichfalls abzustürzen. Tausend Funken tanzten wie Irrlichter vor meinen Augen. Ich erstickte fast in der glühenden Luft. Aber trotzdem stieg ich tiefer, immer tiefer. — Die Verzweiflung wollte mich packen — ich rief — ja, ich brüllte, ich weiß nicht was. — — —

Endlich — endlich erhielt ich wie aus weiter Ferne Antwort! — Es war mir dabei, als ob Berge von meinem Herzen sich wälzten! — Neue Kraft kehrte in die erschlafften Muskeln zurück. Der Freund lebte, — das war vorläufig genug! —

Ich zündete ein Zeitungsblatt an und warf es hinunter.

„Bist Du verletzt, Henry?“ fragte ich.

„Nicht schwer, glaube ich,“ tönte die Antwort dumpf zu mir herauf. „Ich bin zwischen zwei Felsblöcken so fest eingeklemmt, daß ich mich nicht erheben, ja kaum ein Glied rühren kann.“

„Ich komme!“ tröstete ich den Armen, der eben wohl erst nach seinem Sturz wieder zur Besinnung gelangt war, und versuchte tiefer zu steigen. Bald mußte ich jedoch, um nicht auch abzustürzen in meinem Beginnen innehalten. Da plötzlich schoß mir ein Rettungsgedanke durch den Kopf! Ich hatte ja das starke Seil bei mir; — wenn ich das hinunterließ, sollte es wohl möglich sein, den Verunglückten damit emporzuziehen. In eine Felsspalte schlug ich Axt und Pickel ein, um daran einen Stützpunkt zu finden, den ich sonst an dem glatten Gestein nicht fand; dann band ich das eine Ende des Seils fest, während ich das andere in die Tiefe warf.



Gefangene Marokkaner.



Spielende Araber.

Nach zahllosen mißglückten Versuchen gelang es mir endlich nach mehr als einstündiger Arbeit, Dr. Guizot aus einer Tiefe von mehr als 30 m zu mir emporzuziehen. —

Begreiflicherweise war uns nach diesem Unfalle vorläufig die Lust zu weiteren Kraterforschungen vergangen, denn „hier unten war es fürchterlich". — Wir suchten so schnell wie möglich aus dem unheimlichen Höllenschlunde heraus an das Licht der Sonne und in die Luft zu kommen.

Hier konnte ich denn erst meinen Freund, der mich dankbar in seine Arme schloß, genauer betrachten. Und wie sah der Arme aus! Die Kleider hingen ihm buchstäblich in Fetzen um den Körper, überall drang das Blut hervor, und das Gesicht war fast bis zur Unkenntlichkeit blutig zerschlagen. Ernstlicheren Schaden jedoch hatte er in seinem Sturze merkwürdigerweise nicht genommen.

Unserm Türk schien dort unten bei den Pferden die Zeit lang geworden zu sein. Wir fanden ihn auf dem Kraterringe sitzen, wo er uns, als wir aus dem Loche herausstiegen, vor Freude laut bellend empfing.

Nachdem wir uns von dem uns anhaftenden Blute und Schmutze in den heißen Quellen gereinigt hatten, stiegen wir von der weniger steilen Ostseite des Gebirges ab, um den hier liegenden Salzminen einen kurzen Besuch abzustatten.

Es sind dies kolossale, im Laufe der Jahrtausende vom Wasser eingefressene Höhlen, in denen man das reinste Steinsalz in solcher Menge findet, daß die eingeborenen Araber damit einen schwungvollen Handel durch die ganze Sahara bis nach Timbuktu treiben. Die ganze östliche Berggruppe des Tismert von mehreren Kilometern Länge besteht sozusagen aus einem einzigen Sandstein. Hier in der „Salzregion von Ain-el-Uarkat", wie ich sie nennen will, herrscht denn auch zuzeiten, vornehmlich im Frühjahr und Herbst, ein sehr reges Leben. Zahllose Karawanen, bestehend aus Tausenden von Kamelen, kommen hierher, um von hier das Salz, welches südlich vom Atlasgebirge in der Sahara bis weit ins Innere von Afrika hinein ein rarer und daher sehr teurer Artikel ist, durch die große Wüste, nach Marokko und nach dem Süden zu führen. — Überall,

wohin man sieht in diesen Bergen, wo man steht und geht, ist Salz, Salz und nichts weiter als Salz! —

Auf dem Rückwege besuchten wir dann noch die uralten arabischen Heldengräber, welche sich, schwer auffindbar, in tiefen Felsenhöhlen befinden. Diese Gräber sahen wir innen geschmückt mit Bändern aller Art und Farben, mit Fahnen und zahlreichen irdenen Gefäßen und verrosteten Waffen, welche beredtes Zeugnis davon gaben, daß auch die heutigen Araber, welche gegenwärtig auf eine so tiefe Kulturstufe herabgesunken sind, doch ihre alte, längst vergangene Glanz- und Heldenperiode nicht vergessen haben.

Wir hätten hier in den Bergen von Aïn-el-Uarkat gewiß noch Manches gefunden, was einer näheren Untersuchung wert gewesen wäre; aber wir mußten jetzt in der traurigen Verfassung, in welcher wir uns befanden, an die Rückkehr denken. So befanden wir uns denn bald darauf wieder in der weiten Alfasteppe. Der Weg war weit, und die Dunkelheit brach herein; deshalb gaben wir unseren Pferden die Sporen. —

Einige Kilometer vor Aïn-Sefra hatte ich noch das Unglück, in der Dunkelheit mit dem Pferde zu stürzen, wobei ich mit dem Kopfe gegen einen großen Stein schlug und mich nicht unerheblich verletzte.

So kamen wir beide mitten in der Nacht mit zerfetzten Kleidern und zerschundenen Knochen, aber trotzdem guten Mutes, in unserem Garnisonsorte Aïn-Sefra an. Doch ungeachtet unserer Verwundungen und Müdigkeit folgten wir noch in derselben Nacht einer Einladung der Kameraden vom 5. Bataillon, welche im Kasino versammelt waren und den Abschied eines lieben Kameraden, des Leutnants Montagnole, der nach Madagaskar kommandiert war, feierten. Leutnant Montagnole von der 17. Kompagnie, allen Fremdenlegionären des 1. Regiments unter dem Spitznamen „Ravachol" bekannt, war trotz des strammen Dienstes, welchen er von seinen Leuten verlangte und selbst mitmachte, der beliebteste und zugleich schneidigste Offizier, den das Regiment hatte. Er starb den Heldentod auf Madagaskar. —

Die Verletzungen des Dr. Guizot, welche derselbe im Krater sich zugezogen hatte, waren leichterer Natur, als die meinigen, durch den Sturz mit dem Pferde veranlaßten. Ich mußte mich in seine ärztliche Behandlung begeben. Wir waren beide dienstunfähig.

Wenige Tage später erhielten wir den nachgesuchten vierwöchigen Urlaub, den wir in Nizza verleben wollten.



Neuntes Kapitel.

Durch die Hammada.



Die Wüste Hammada, welche einen Teil der nordwestlichen Sahara bildet, möchte ich den Schlüssel zum Süden Marokkos nennen. Durch die Hammada führt die große Karawanen-Straße, welche, von Fes ausgehend, zwischen dem Djebel Ayachir (5400 m), dem höchsten Berg des Hohen Atlas, und dem Djebel Aihai (4300 m) hindurchlaufend, den Handel mit dem Innern Afrikas vermittelt.

Ich war von meinem Urlaub aus Nizza nach Aïn-Sefra zurückgekehrt. Acht Tage später erhielt ich den Befehl, mit einem Zuge der compagnie montée einen Aufklärungsritt durch den Süden Marokkos und durch die Hammada zu unternehmen.

Diese Ordre ging vom General-Kommando in Algier aus. „Die Hammada", so hieß es in derselben, „ist ein wüstes, wasserarmes, aber strategisch sehr wichtiges Gebiet; denn ein Angriff auf den Süden Marokkos, den Herd des Aufstandes, kann Erfolg versprechend gegebenen Falls nur von hier aus stattfinden. Es ist dies zwar nicht der kürzeste und leichteste, aber der sicherste, in militärischer Beziehung in Berücksichtigung der Dislokation unserer im Süden der Provinz Oran zur sofortigen Abschiebung zur Verfügung stehenden Truppenkörper einzige Weg, um vom Südwesten der Algerie aus in das Herz Marokkos einzudringen. In der richtigen Erkenntnis dieser Tatsache erhalten Sie den weiteren

Befehl, Sich später, nachdem Sie mit Ihrem Truppenteil die Wüste Hammada durchritten haben, die Fortsetzung des Weges suchend, nach Norden, dem Hohen Atlas zuzuwenden und von dort nach Aïn-Sefra zurückzukehren. Die Karten, welche wir von Marokko — hier kommt der Südosten vornehmlich inbetracht — besitzen, sind sehr mangelhaft und unzuverlässig. Ihre Aufgabe besteht darin, die vorhandenen Karten von diesen Landesteilen zu korrigieren und zu vervollständigen, vor allen Dingen alle Wasserpunkte, welche Sie finden, mit der peinlichsten Genauigkeit darauf zu vermerken. . . . . . Die Dauer Ihres Ausrittes ist auf sechs bis acht Monate berechnet usw. . . . . ."

Diese Ordre war klar —, aber ihre Ausführung war schwer, sehr schwer sogar! — Daß dieselbe mir zufiel, überraschte umso weniger, als ich zwei Jahre zuvor den Zug durch den Tuat mit viel Glück ausgeführt hatte. Wiederum wie damals suchte ich mir aus der Kompagnie sechzig der besten und zuverlässigsten Mannschaften aus, von denen mehrere bereits mit mir im Tuat gewesen waren. Auf meinen Wunsch wurde auch diesmal wieder Dr. Guizot meinem Expeditions-Korps als Arzt beigegeben.

An einem Septembermorgen um 3 Uhr brachen wir in aller Stille von Aïn-Sefra auf. Frisch und fröhlich, nach echter Soldatenart, zog ich mit meinen Mannen den blauen Atlasbergen zu, die stellenweis sichtbar waren und in scharfen Konturen am fernen Horizonte sich abzeichneten. Vor uns lag die weite Ebene von Sfissifa, über welche beim Aufgang der Sonne ein leichter Nebel aufwallte.

Es gibt nichts Angenehmeres, als in früher Morgenstunde so frohgemut als König der Wüste durch diese Ebene zu reiten! — Zu dieser Zeit erwacht selbst in diesen sonst so öden Steppen die Natur: die reine, staubfreie Luft ist von dem milden Duft des ringsum wachsenden wilden Thymian angefüllt; in jedem Alfabusch, hinter jedem Stein raschelt und rauscht es von buntschillernden Schlangen und Eidechsen; überall summen Käfer, schwirren Heuschrecken, — und hoch oben, dem Auge kaum sichtbar, trällern die Lerchen ihr Morgenlied.

Doch nur zwei oder drei Stunden lang dauert dies fröhliche Treiben. Gegen 8 Uhr tritt allmälig tiefe Stille ein. Immer höher steigt der feurige Sonnenball, unter dessen Strahlen bald alles Leben ermattet zusammensinkt. Kein Hauch regt sich dann mehr; der ganze Sehkreis ist von einer flimmernden, gelben Luftschicht durchzogen, die dem Auge und der Brust stechenden Schmerz bereitet. Alles um uns ist mit blendendem Sonnenglanz übergossen. Kein Baum, kein Strauch, — nichts, nichts ist zu sehen, so weit das Auge reicht — — immer nur die sich gleichbleibende, endlos scheinende Alfa-Ebene.

So lange wir uns auf algerischem Boden, in den weiten Tälern des Großen Atlas, befanden, war unser Leben erträglich gewesen. Dies Gebiet war verhältnismäßig sicher und mir genau bekannt, da ich nach dorthin von Aïn-Sefra aus mehrere Exkursionen unternommen hatte. Unser Vordringen wurde aber schwieriger und ging langsamer von statten, je mehr wir unserem eigentlichen Operationsfelde, der Wüste Hammada, uns näherten. Hätte Sand, viel Sand uns glücklich machen können —, wir hätten hier unser Dorado gefunden! —

Die Hammada umfaßt ein Gebiet fast so groß wie Deutschland und wird im Norden von den Bergen des Hohen Atlas begrenzt. Diesseits und jenseits dieser Berge wohnen die wildesten Stämme, die sich fortwährend gegenseitig in den Haaren liegen, ihre Raubzüge oft bis auf algerisches Gebiet ausdehnen und den Franzosen viel zu schaffen machen. Dem Sultan sind diese Stämme nur untertan, so lange seine sogenannten Soldaten hier die Steuern eintreiben, d. h. rauben und morden. Sehr oft ergeht es den Henkersknechten des Sultans hier recht übel: man schneidet ihnen einfach Mann für Mann die struppigen Köpfe ab und überläßt die Leichen den zahlreichen Geiern, Hyänen und Schakalen.

Durch den ganzen Süden Marokkos herrscht, in weit stärkerem Maße als auf Korsika, die Blutrache, durch welche oft aus kleinlichem Anlaß ganze Stämme vernichtet werden, so daß hier die Luft förmlich von Menschenblut riecht. Diese wilden Stämme, bei denen ich nicht die geringste Spur irgend eines Kultus entdeckt habe,



Französische Truppen in Algerien: Tirailleurs auf Marsch.

sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag, geborene Banditen. Die Männer haben eine durchschnittliche Höhe von 1,80 m, und viele Frauen könnten für Schönheiten gelten, wenn sie nicht so entsetzlich schmutzig wären. Dieser furchtbare Schmutz, der in den Zelten herrscht und den die Menschen an sich tragen, ist auch die Ursache der großen Zahl von Aussatzkranken, welche man hier überall in erbarmungswürdigstem Zustande, häufig mit buchstäblich abgefaulten Gliedern, findet.

Vier Monate lang haben wir die bis dahin unerforschte Wüste kreuz und quer durchzogen und eine ausreichende Bekanntschaft mit Land und Bewohnern gemacht. Eine seßhafte Bevölkerung hat die Hammada, man kann mit Recht sagen, wenige Gegenden abgerechnet, ganz Süd-Marokko, nicht. Der Boden ist nicht imstande, Menschen zu ernähren. Die Banden, welche man hier antrifft, durchziehen von Brunnen zu Brunnen die Wüste nach allen Richtungen und lauern den Karawanen auf, die meistens reich beladen und schlecht beschützt sind. Wir sind mehrfach auf solche marokkanische Strauchritter gestoßen. Man hat auch zuweilen Miene gemacht, uns anzugreifen, doch in der weisen Erkenntnis der Überlegenheit unserer Gewehre einen ernstlichen Angriff bis dahin nicht gewagt. Die Achtung vor meinen Bajonetten veranlaßte manche Stämme, mit mir freundliche Beziehungen anzuknüpfen. Einer dieser kleinen Wüstenkönige ging ganz besonders politisch vor. Er hatte mich längere Zeit bedroht. Als er eingesehen hatte, daß er gegen uns nichts ausrichten konnte, machte er mir, dem „weißen Kaid", wie man mich nannte, ganz naiv den Vorschlag, ich möchte zwecks Beraubung der Karawanen, mit ihm, dessen Stamm mehr als 800 Köpfe zählte, ein Bündnis schließen, wovon er sich für uns beide reichen Gewinn verspreche.

Auch an sonstigen heiteren Zwischenfällen hat es zuweilen nicht gefehlt. Eine Stammes-Mutter, die einen nie gesehenen kolossalen Umfang hatte und deren Gewicht ich auf mindestens 250 Pfund schätzte, hatte sich in die französische Fahne, welche wir mit uns führten, dermaßen verliebt, daß sie von mir verlangte, ich solle ihr das Tuch geben, sie wolle mir dafür ihre zehnjährige, übrigens recht

hübsche Tochter schenken. Als ich ihr den Wunsch nicht erfüllte, warf sie mir wütend einige Holznäpfe, welche ihr zur Hand lagen, an den Kopf.

Das weibliche Geschlecht im Süden Marokkos ist zwar nicht besonders sittenrein, bildet hier dafür fast ohne Ausnahme den intelligenteren Teil; daher ist die Frau keineswegs, wie bei den Arabern, die Sklavin des Mannes, im Gegenteil: sie beherrscht ihn zuweilen in einer Weise, die oftmals meine volle Bewunderung hervorrief. Der südmarokkanischen Frau rühme ich als ihre beste Eigenschaft namentlich einen unermüdlichen Fleiß nach, und besonders in der Teppich- und Zelttuch-Weberei, neben Kochen, Kinderwarten und Maismahlen die Hauptbeschäftigung der dortigen Frauen, zeigt sie einen oftmals nicht geringen Kunstsinn. Die hier gearbeiteten Teppiche und Zelttücher werden aus Kamelhaaren gewebt und zeigen oft wunderschöne Muster. Überhaupt in allen nordafrikanischen Stämmen, die nicht den Krallen des Muhamedanismus verfallen sind nimmt die Frau eine würdigere Stellung ein, als bei den Arabern.

Nicht in der Ebene, wohl aber in den Bergen findet man zuweilen kleine Dörfer. Die aus Steinen roh zusammengefügten und mit Alfagras gedeckten Hütten, die sich meist an einen Hügel anlehnen, haben innen nur einen Raum, dessen Fußboden und Innenwände oftmals mit kostbaren Teppichen bedeckt sind. In den Hütten schläft man nur, raucht und empfängt Besuche. Gekocht, gegessen und gearbeitet wird auf den Höfen. Aus gegohrener Kamelmilch verstehen die Frauen hier ein stark berauschendes Getränk herzustellen, das nach europäischen Begriffen aber einen ganz abscheulichen Geruch und Geschmack besitzt.

Im Targigebiet bin ich seinerzeit von den dortigen Bewohnern viel bestohlen und belogen worden. Hier im Süden Marokkos ist das niemals vorgekommen, obwohl Gelegenheit zum Diebstahl reichlich geboten war. Ich schließe daraus auf einen hohen Ehrlichkeitssinn bei diesen Stämmen, die, was Grausamkeit und blutige Rachsucht betrifft, von keinem Volke Afrikas übertroffen werden. Die ungebundene Lebensweise und die kräftige Ernährung — man lebt hier vorzugsweise von Fleisch und Hülsenfrüchten — zeugt ein

wehrhaftes Geschlecht, — und es hat mich immer gefreut, wenn die Männer der Hammada mir frei und furchtlos in das Auge blickten. Ich habe mich in keinem Teile Afrikas je so sicher gefühlt, wie gerade unter diesem Räubervolke der Wüste Hammada im Süden Marokkos.

Der beliebteste und meist beschäftigtste Mann war, wie immer auf allen Expeditionen, Dr. Guizot als Arzt. Mancher Kollege hätte ihn um seine ausgedehnte Praxis hier beneiden können, wenn der Lohn nur der Arbeit entsprechend gewesen wäre. Überall, wohin wir kamen, war unser Doktor der Wohltäter der Elenden. Nie, so lange die Welt steht, war wohl in die Hammada ein Arzt gekommen. Schnell gewann er in seiner liebenswürdigen und ruhigen Weise das Vertrauen der Wüstenbewohner. Von weither brachte man ihm die Kranken, sein Zelt war oftmals förmlich umlagert, und Allen half er mit seinem reichen Wissen —, wenigstens ging Niemand ungetröstet von ihm. Er leistete Geburtshilfe, führte Operationen aus, behandelte Jahre alte Wunden, besonders die zahlreichen, giftigen Alfa-Verletzungen an Beinen und Händen, die man auch bei den Araberstämmen im Süden der Algerie so häufig findet. Diese furchtbaren Verletzungen werden von einer stacheligten Abart des eigentlichen Alfagrases, von dem sog. alfa maboul (verrückten Alfa) verursacht. Diese Alfa-Vergiftungen sind unheilbar, das betroffene Glied fault, es tritt allmälich Knochenfraß ein, der schließlich zum Tode führt, wenn das Glied nicht frühzeitig amputiert wird. Vorzugsweise aber wandte Dr. Guizot der entsetzlichen Aussatzkrankheit, dieser marokkanischen National-Krankheit, die uns hier auf Schritt und Tritt in ihrer abschreckendsten Gestalt entgegentrat, seine Aufmerksamkeit zu. Nur der fürchterliche Schmutz und Gestank, in dem das Volk hier lebt, ist die Ursache dieser Krankheit, die wir in Europa Gott sei Dank fast gar nicht kennen.

Und gerade dieser ärztlichen Tätigkeit des Dr. Guizot ist es vornehmlich, wie ich vorausgesehen hatte, zu danken, daß wir so glatt durch diese Gebiete hindurchkamen; meinem Freunde ist somit an dem Gelingen meiner Marokko-Expedition das Hauptverdienst zuzuschreiben.

Ich betone ausdrücklich noch einmal, daß diese Expedition einen ausgesprochen militärischen Charakter trug und es uns deshalb vor allen Dingen daran gelegen sein mußte, die Verhältnisse des bis dahin unerforschten Landes zu untersuchen, soweit sie in strategischer Beziehung in Betracht gezogen werden konnten. Wenn wir in rein wissenschaftlicher Absicht den Süden Marokkos bereist hätten, so wären wir gewiß nicht auf unsere Rechnung gekommen. Die Hammada ist ein gewaltiges Flachland, in dem Bemerkenswertes wenig zu finden ist. Die metereologischen, geologischen, die zoologischen und botanischen Verhältnisse dort decken sich so ziemlich mit denen in der Süd-Algerie, in letzterer Beziehung sind sie dort nur noch weit trauriger als hier.

Die Hammada erstreckt sich als Fortsetzung der Sahara nach Norden hin bis an den Südfuß des Hohen Atlas. Durch meine Untersuchungen der Bodenformation habe ich überall die in neuerer Zeit viel bestrittene Annahme bestätigt gefunden, daß, wie der überwiegend größere Teil der Sahara, so auch der äußerste Süden Marokkos, die Hammada, einst vom Meere bedeckt gewesen ist. Man findet im Sande häufig, von hartem Kalkstein eingeschlossen, versteinerte Meermuscheln, welche trotz der vielen Jahrhunderte oder gar Jahrtausende ihrer Einschließung vielfach tadellos erhalten und zuweilen selbst von schöner Farbe sind.

Die Pflanzenwelt der Hammada ist arm, die Tierwelt ist noch ärmer. Der ewig heiße, ausgedörrte, mit Salpeter bis zu 20 Prozent durchsetzte Boden bringt nichts hervor und ernährt nichts. Selbst das Alfagras, das in den algerischen und nordmarokkanischen Steppen der Landschaft immerhin noch einigen Reiz verleiht, verschwindet hier ganz und macht kurzen, vereinzelt dastehenden Büscheln von hartem, gelbem Grase Platz, das selbst die genügsamen Kamele und Maulesel nicht fressen wollen.

Während die wenigen Kräuter und Blumen, namentlich das Alfagras und der wilde Thymian, denen wir bisher begegneten, ganz verschwinden, tritt uns hier in der Hammada in der Pflanzenwelt eine ganz neue eigentümliche Erscheinung entgegen: eine kleine Distel, deren Blätter, Stengel und Stacheln von prachtvoll



Französische Truppen in Algerien: Tirailleurs.



Französische Truppen in Algerien: Tirailleurs im Tuat.

himmelblauer Farbe sind. Diese blaue Distelart, welche, wie ich mit Bestimmtheit feststellen konnte, nur in den Monaten Oktober und November, also gerade zur Zeit meiner dortigen Anwesenheit, aus dem Boden herausschießt und nach kurzer Blüte ebenso schnell, wie sie gewachsen, wieder verwelkt und von der Erdoberfläche verschwindet, habe ich nirgends in Afrika gefunden, als nur in der Wüste Hammada und zwar auch hier nur am Südfuße des Hohen Atlas: Keiner unserer neueren Afrika-Forscher erwähnt diese seltsame Pflanze. Diese schöne Distel ist außerordentlich giftig; die Bewohner der Hammada benutzen sie, um die Brunnen zu vergiften. In der gebirgigen Umgebung von Tlemsen, an der algerisch-marokkanischen Grenze, wächst ebenfalls eine blaue Distel; dieselbe erscheint in den Monaten Juni und Juli, sie ist aber in der Färbung nicht so schön, wie die oben erwähnte Distel und nicht giftig; sie wird sogar von Schafen und Mauleseln, merkwürdigerweise nicht aber von Kamelen, mit Vorliebe gefressen, während die blaue Distel in der Hammada von jedem Tiere gemieden wird.

Wie gesagt, benutzen die Bewohner diese Pflanze, um bei feindlichen Einfällen in ihr Gebiet die Brunnen damit zu vergiften. Die Erfahrungen in dieser Beziehung hatten mich sehr vorsichtig gemacht. Auf dieser Expedition im Süden Marokkos habe ich wiederholt vergiftete Brunnen gefunden. Ich duldete deshalb in keinem Falle, daß, wenn wir an einen Brunnen kamen, meine Mannschaft sogleich von dem Wasser trank. Erst dann, wenn eins von den Tieren getrunken hatte und wir an demselben keine Spur von Vergiftung fanden, wurde der Brunnen frei gegeben und den Leuten erlaubt, Wasser zu schöpfen. Wir haben auf dieser Expedition mehrere Tiere verloren, die aus vergifteten Brunnen getrunken hatten.

Das Wasser ist in der ganzen Sahara bekanntlich ein rarer Artikel; das, welches wir hier überall in den zum Teil sehr tief gelegenen Brunnen fanden, war fast ohne Ausnahme so schlecht, daß man sich schon bei dem bloßen Anblicke desselben vor Ekel schüttelte. Aber dennoch wurde es getrunken, ja ich kann sagen, ich habe dies Wasser zuweilen mit größerem Behagen getrunken

als ich heute ein gutes Glas Bier trinke. Wer den Wert des Wassers, dieser Gottesgabe, recht schätzen lernen will, der möge in die Wüsten Afrikas gehen! — Mehr als hundert Mal habe ich hier, dem Verdursten nahe, aus stinkendem Schlamme das Wasser gesogen, worauf ich mehr Würmer und Käferchen im Munde hatte, als Wasser.

Das sind so kleine Forscher-Erlebnisse in Afrika, denen keine Bedeutung beigemessen wird; aber gerade sie sind es, welche in der Erinnerung am besten haften bleiben.



Zehntes Kapitel.

Im Hohen Atlas.



Bei meinem Durchzuge durch den Hohen Atlas habe ich schmerzlich erfahren müssen, daß unsere Karten, übrigens die besten, welche vorhanden waren, inbezug auf Angaben über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Berg und Tal, über die Richtung der zahllosen Bergzüge, über Flußläufe usw., schwere Irrtümer enthielten, die ich auf der von mir angefertigten Generalstabskarte so viel wie möglich richtig gestellt habe.

Unter anderen besaß ich eine Karte Marokkos aus einem bekannten Lexikon. Ich habe festgestellt, daß dieselbe inbezug auf den Hohen Atlas ein ziemlich willkürliches Gewirr von Strichen ist, durch welches ich mich an Ort und Stelle mit dem besten Willen nicht habe hindurchfinden können. Ich will natürlich mit dieser Behauptung gegen Niemand einen Vorwurf erheben, — weiß ich doch, daß alle diese Kartenwerke, da das inbetracht gezogene Gebiet vor uns von einem Europäer schwerlich besucht und infolgedessen unerforscht war, einen Anspruch selbst auf annähernde Genauigkeit nicht machen. Ich will nur diese Tatsache feststellen und damit darauf hindeuten, wie viel, wie unendlich viel in Nordafrika für die Forschung noch zu tun ist. Sodann will ich in diesem Buche auch keine Geographie lehren,*) sondern nur meine Erlebnisse erzählen, die ich auf meinen Expeditionen durch Atlas und Sahara gemacht habe. —

*) Ein größeres Kartenwerk über den Großen Atlas, den Hohen Atlas und die Sahara wird später von mir erscheinen.

Der Hohe Atlas, der den ganzen mittleren und den südlichen Teil Marokkos bedeckt, ist wissenschaftlich für uns ein durchaus fremdes Gebiet. Es gibt in diesem mächtigen, trostlos öden Gebirge weite Strecken, die nie von dem Fuße eines Europäers betreten, vielleicht nie überhaupt von einem Menschen besucht wurden.

Ein wüstes Chaos, wie es die sich selbst überlassenen Naturkräfte sich schaffen, herrscht überall. Man schaut hier Wunder der Schöpfung, vor denen selbst der weitgereiste Forscher staunend still steht und dabei vor der Allmacht sich beugt, die solche Werke erschuf! — Menschenkunst hat an diesen Stätten noch nichts verdorben, — Alles, möchte ich sagen, steht und liegt noch so, wie es am Schöpfungsmorgen aus der Hand der Allmacht hervorgegangen ist. —

Die wilden vulkanischen Kräfte, die hier gearbeitet haben, ruhen äußerlich schon seit langer Zeit, aber die den Ausbrüchen nachgefolgte Periode der Solfatorentätigkeit, deren Spuren überall zu finden sind, liegt gewiß nur wenige Jahrhunderte zurück. Es gibt hier Kuppen, die entschieden jungvulkanischen Ursprungs sind. Der ganze Hohe Atlas ist ein einziger Vulkan mit Tausenden von Kraterkaminen, die täglich, stündlich sich öffnen und viele Hunderte von Meilen Alles mit glühender Lava überschwemmen können, ja imstande sind, der Oberfläche ganz Nordwestafrikas eine andere Gestalt zu geben.

Erloschen ist das Feuer in den Bergen des Atlas nicht. Das beweisen die heißen Quellen von Aïn-el-Uarkat, von denen ich berichtet habe, und das eigentümliche Rollen und Stoßen, welches wir auf unseren Streifzügen durch dies Gebirge so oft unter unseren Füßen bemerkt haben. —

Unser Vordringen in dem schroffen Gebirge gestaltete sich recht beschwerlich. Besonders der Übergang über einen namenlosen Paß, einen Bergsattel des gewaltigen Ayachir, wurde verhängnisvoll für uns, indem hier zwei Maulesel, sechs meiner besten Kamele und vier die Tiere führende Araber mit der ganzen Ladung in eine Tiefe von mindestens 500 m abstürzten. Die Wand, an welcher die Bedauernswerten mit unheimlicher Geschwindigkeit hinuntergeflogen waren, war fast senkrecht, und an eine Rettung der



Oafe Ideles.

Verunglückten gar nicht zu denken. Jeder von uns hatte genug mit sich selbst zu tun, um sich auf den Beinen zu halten.

Nachdem wir diesen Paß (2000 m) mit unendlicher Mühsal überwunden hatten, gelangten wir in ein recht hübsches, mit Oleandergebüsch und Gras bewachsenes Hochtal, wo wir eine Quelle fanden, die zwar wenig, aber schönes, kristallhelles Wasser gab. Über uns, noch fast 4000 m hoch, ragte in düsterer Majestät der gewaltige Ayachir, der höchste Berg des Atlasgebirges in Nordafrika. Die Höhe des Ayachir wird in jedem Geographiewerke anders angegeben. Wir haben auf diesem Zuge festgestellt, daß der Berg mit seinen zahllosen Zacken und Hörnern vom Fuße bis zum Gipfel 3900 m emporragt, seine Höhe über dem Meeresspiegel aber genau 5400 m beträgt. Der ganze Koloß, welcher ringsum von Bergen, die nicht viel niedriger sind, als er selbst, eingeschlossen ist, bedeckt einen Raum von mindestens 250 qkm und ist von unten bis oben vollständig kahl. Vom Gipfel etwa 1000 m abwärts war er mit Schnee bedeckt. Da wir uns in der Mitte des Monats Januar befanden, konnte uns das nicht überraschen.

Gletscher findet man im ganzen Atlasgebirge nicht; der Schnee bleibt selbst auf den höchsten Bergspitzen nur einige Monate während des Winters liegen.

Der Djebel Ayachir besteht in seiner Formation hauptsächlich aus hartem roten Sandstein. In den Vorbergen jedoch findet sich auch Granit, Marmor und Kalk. In einer später am Ostfuße eines Vorberges des Ayachir von mir entdeckten Quelle fand ich stark kupferhaltiges Wasser. Daraus schließe ich, daß diese Berge viel Kupfer enthalten.

Ich glaube nicht, daß der Ayachir jemals von einem Europäer bestiegen worden ist. In unserm Programm wenigstens war eine Besteigung desselben nicht vorgesehen. Wenn Dr. Guizot und ich auch große Lust dazu verspürten, so sahen wir doch die Zwecklosigkeit eines so waghalsigen Unternehmens früh genug ein, um darauf zu verzichten. Wir hätten der Welt gewiß keinen besonderen Dienst damit geleistet, wenn wir an diesen starren Wänden hinaufgeklettert wären, und der eitle Ruhm, die ersten Europäer zu sein, welche

diesen Bergriesen erstiegen, schien uns, die wir unser Leben so oft in manch' ernster und guter Sache gewagt hatten, doch zu wenig verlockend.

Erwähnen möchte ich noch einen in der Nähe des Ayachir in einem Krater von uns aufgefundenen gewaltigen Schlammkessel. Derselbe, von glasharter Lava umschlossen, hat einen Umfang von mehr als 3 km, die Tiefe konnten wir nicht feststellen, weil wir mit einem Meßseile von 100 m Länge keinen Grund fanden. Dieser gewaltige Kessel, in dem die schwarze Schlamm-Masse unausgesetzt brodelt, als ob sie kochte, bietet einen unheimlichen Anblick dar. Fortwährend steigen große Blasen auf die Oberfläche empor und zerplatzen hier mit hörbarem Geräusch. Dr. Guizot bezeichnete den Krater als einen Fango-Krater, wie man ähnliche, wenn auch bei weitem nicht so große wie hier, in den euganäischen Bergen, namentlich bei Battaglia in Oberitalien, findet. Die von Dr. Guizot gemachte chemische Analyse dieses mineralischen Schlammes ergab einen reichen Gehalt an Kalk, Eisen, Tonerde, Magnesia und Alkalien, verbunden mit Kohlensäure, Phosphorsäure und Schwefelsäure. Der Schlamm ist geruchlos und zeigt eine durchschnittliche Temperatur von + 32 ° C. Die immense Heilkraft dieses Fango, namentlich bei Gicht, Neuralgien, Rheumatismus und Ischias, wie bei Krankheiten mit Exsudatbildung, steht infolge seiner chemischen Bestandteile und physikalischen Eigenschaften außer Frage. — Wie unendlich wohltätig könnte wohl dieser unerschöpfliche Schlammkrater für die leidende Menschheit sein, und welche Quelle des Reichtums, wenn er mit den gewöhnlichen Verkehrsmitteln zu erreichen wäre! — Was aus den Fango-Seen bei Battaglia mit viel Mühe und Arbeit vom Grunde heraufgeholt werden muß, das kann man hier ohne viel Anstrengung mit den Händen greifen. —

Vom Ayachir wandten wir uns direkt gen Osten.

Am vierten Tage nach dem Aufbruch von dort kamen wir in ein überaus ödes Tal, das wir wegen des verwitterten, schwarzen Gesteins, das wir hier fanden, das „Tal des Todes“ nannten. Es war ein düsteres Tal, das eine durchschnittliche Breite von 3 bis 5 km hatte. Rechts und links stiegen die schwarzen Wände



Hof eines Ihaggar im Tuat.

senkrecht in einer Höhe bis zu 1000 m empor. Mehrere Stunden lang waren wir schon geritten, ohne ein Ende zu finden. Ein Emporsteigen an diesen gewaltigen, steilen Wänden war unmöglich.

Nach vielem Suchen nach einem Ausgang fanden wir endlich eine Schlucht, eigentlich ein Loch, das kaum 2 m breit und 3 m hoch war. Wir drangen hinein und glaubten anfangs, uns in einer Höhle zu befinden. Tiefe Finsternis umfing uns; aber merkwürdigerweise strömte uns zu gleicher Zeit eine scharfe, kalte Zugluft entgegen, die mich auf den Gedanken brachte, daß die Höhle auf der andern Seite einen Ausgang haben müsse. —

Je tiefer wir vordrangen, desto breiter wurde die Schlucht. Endlich, nach fast zweistündiger Wanderung, sahen wir wieder ein Stück vom blauen Himmel über uns. Allmälig wichen die Felsen, die sich auf einer Strecke von mehr als 10 km stets in einem Abstande von 4 bis 5 m gehalten hatten, bis auf etwa 20 m auseinander.

Wir entdeckten in dieser Schlucht nichts Besonderes; aber bei jedem Schritt, den wir weiter vordrangen, merkten wir, daß die Temperatur rapid fiel. Schließlich zeigte das Thermometer nur noch 2° über Null. Uns allen, die wir seit Jahren an afrikanische Hitze gewöhnt waren, fing bald so entsetzlich an zu frieren, daß uns die Zähne hörbar im Munde klapperten. Doch umkehren wollte ich auf keinen Fall früher, als bis ich die Ursache dieser im Atlasgebirge abnormen Erscheinung entdeckt hatte.

„Wir werden hier Eis finden," tröstete ich meine frierenden Begleiter, „und das ist selbst in einem Hochtal des Atlas eine wichtige Entdeckung."

Von Wasser jedoch fand sich noch immer keine Spur.

Etwa 4 km noch drangen wir weiter vor bis zu einer Stelle, wo die Schlucht zu einem runden Kessel sich erweiterte. Wir waren hier vom Eingangspunkte 28 km entfernt und nach genauer Messung 1700 m über dem Meere.

Und hier fanden wir, was ich vermutet hatte: gewaltige Eishöhlen, die mich lebhaft an die Eislöcher bei Eppan am Fuße der Mendel in Südtirol erinnerten, nur sind die von mir aufgefundenen Eishöhlen im Atlas bedeutend größer.

Diese Naturerscheinung unter dem heißen Himmel Afrikas ist überraschend und wunderbar.

Dieser Schluchtkessel, der einen Durchmesser von 80 m hat, wird von steilen, nach meiner Schätzung mehr als 500 m hohen Felsen, deren Gestein starke Verwitterung zeigt, gebildet und rundum eingeschlossen; oben ist nur ein kleines Stück vom blauen Himmel sichtbar. Wohl nie, solange die Sonne die Erde bescheint, hat ein Strahl den Grund dieses Kessels erreicht. Rechts und links von diesem Kessel zweigen sich noch zwei andere, ebenso enge Schluchten ab, wie diejenige ist, durch welche wir eingedrungen waren. Infolge der scharfen Luftströmung (von mir in Höhe von 5 m mit — 8,3° C. gemessen), welche fortwährend durch diese Schluchten geht, bildet sich in dem Kessel von dem Wasser, das unausgesetzt von den Felsen herabrieselt, das Eis. In diesem Eise, das ein leicht opalisierendes Aussehen hat, fand ich 7 % Schwefelwasserstoff. Dieser hohe Schwefelwasserstoff-Gehalt machte sich auf unsere Geruch- und Sehnerven recht störend bemerklich, während er jedoch auf unser Respirationssystem die wohltätigste Wirkung ausübte. Interessant waren die erdmagnetischen Beobachtungen, welche ich in diesem Schluchtkessel machte, und die Werte der magnetischen Elemente an diesem Ort in Nordafrika waren so überraschend, wie sie es mehr in arktischen Regionen kaum sein können.

Tausende von Eiszapfen, darunter viele in einer Stärke bis 50 cm und einer Länge bis zu 3 m, schmückten ringsum die überhängenden Felsen, durch welche, verursacht von dem Luftzug, ein melodisches Singen und Klingen zieht, ähnlich wie in der schottischen Fingalshöhle die Wellen des Meeres in den Basaltsäulen. —

Ich hatte hier vor mir wieder eins jener herrlicher Wunder der Schöpfung, die der kleine, unbedeutende Mensch nur mit ehrfurchtsvollem Staunen betrachten kann! — Ja, ich staunte und — schwieg, — das war wohl das Vernünftigste, was ich beim Anblick eines so hehren Werkes der Allmacht tun konnte! —

Lange freilich konnte ich mich mit der Untersuchung dieser Stätte nicht beschäftigen. Aber meine Prüfung hat mich überzeugt, daß das Eis, welches hier sich fand, ewiges Eis war.

Ich glaube, es ist dies der einzige Ort im ganzen Atlasgebirge, wo ewiges Eis zu finden ist: 60 km direkt östlich des Ayachir.

Wir mußten uns beeilen, aus diesem Kessel herauszukommen; uns fror so entsetzlich, daß uns das Blut fast in den Adern erstarrte. Das Thermometer zeigte — 8° C.! — Es lag die Gefahr des Erfrierens, wenigstens die der Erkältung nahe, die unter diesem Himmelsstrich stets schwere Fieber im Gefolge hat. Außerdem war es bereits 5 Uhr abends geworden. Wir waren hungrig und müde und mußten daran denken, einen Lagerplatz für die Nacht zu suchen.

Aber wohin? —

Ringsum starrten uns die hohen, kahlen Felswände entgegen. Wir konnten unmöglich in der eisig-kalten Schlucht übernachten, obgleich Wasser, das in einem hellen Bächlein durch eine der engen Seitenschluchten abfloß, hier reichlich vorhanden war.

Dies Bächlein wies uns den Weg; seinem Lauf folgten wir in möglichster Eile. Aber erst gegen 10 Uhr erreichten wir ein etwa 2 km breites Tal, das plötzlich vor uns sich ausdehnte. Glaubten wir uns in der Eisschlucht nach Grönland versetzt, so fanden wir uns in diesem schönen Tale in Afrika wieder. Wir waren auf eine jener im Atlasgebirge so seltenen Stätten gestoßen, wo eine üppige Vegetation sich vorfand. In einem förmlichen Urwald von Tamarixbäumen und Korkeichen schlugen wir unser Lager auf.



Elftes Kapitel.

Ein Überfall. — Dr. Guizots Tod.

Kaum eine Stunde später, nachdem wir unser Lager aufgeschlagen hatten, meldete mir Adjutant Druant, der mit einer Patrouille einen Streifzug in die Umgebung gemacht hatte, daß etwa 5 km weiter abwärts im Tale ein marokkanisches Lager von mehr als 30 Zelten sich befinde. Diese Nachricht beunruhigte mich ein wenig. Ich ließ sofort, obgleich noch niemand von dem Stamme in unserer Nähe sich hatte blicken lassen, die Wachen verdoppeln und Alles in Verteidigungszustand setzen. Bald darauf zeigten sich auch schon mehrere der braunen, zerlumpten Gestalten, welche, mit Flinten bewaffnet, wie Hyänen das Lager umschlichen.

Ich war von dem langen Marsche und infolge der ausgestandenen Kälte sehr ermüdet, so daß ich mich nach dem Essen sofort zum Schlafe niedergelegt hatte. Doch noch nicht lange hatte ich geschlafen, als im Lager ein Höllenlärm sich erhob. Ich griff zum Revolver und trat vor das Zelt hinaus.

Unter unverständlichem, wüstem Geschrei schritt ein Haufen Menschen meinem Zelte zu, welches sich inmitten des Lagers befand. Es waren einige zwanzig Mann unserer arabischen Kamelführer, welche zwei Marokkaner, die sich heftig wehrten, mit sich zerrten. Durch das Schreien und Lärmen kam das ganze Lager auf die Beine und versammelte sich um mein Zelt, das ich mit Dr. Guizot

teilte. Der Tumult war so groß, daß ich anfangs nicht verstehen konnte, um was es sich handelte. Schließlich erfuhr ich, daß man die beiden Marokkaner beim Stehlen eines unserer Kamele ertappt hatte. Für diese Freveltat nun wollten unsere Araber, welche ohne Ausnahme aus den Bergen des Großen Atlas südlich und westlich von Aïn-Sefra stammten, infolgedessen schon manches Leid von Marokkanern erlitten hatten und daher geschworene Todfeinde derselben waren, ihrer Sitte gemäß den Dieben die Köpfe vom Rumpfe schneiden. Die langen Messer blitzten bereits unheimlich im hellen Mondlicht. — Ich durfte den wie wahnsinnig sich geberdenden Leuten den Willen nicht lassen, da ich es ja schließlich allein war, der die eventuellen Folgen zu tragen hatte; dann auch schien mir die Strafe des üblichen Halsabschneidens für den Diebstahlsversuch eines Kamels zu barbarisch. Nur mit Mühe, durch Aufbietung meiner ganzen Autorität, gelang es mir, die wütenden Araber von ihren Opfern abzuhalten.

Was sollte nun aber mit den in Todesangst zitternden Räubern geschehen? — Ungestraft durfte ich sie nicht lassen. Dadurch hätte ich den in der Nähe liegenden Stamm nur noch frecher gemacht, — er würde in meiner Milde nur meine Schwachheit gesehen haben. —

Ich ließ die beiden Diebe kurzerhand an einen Baum binden, jedem zwanzig Peitschenhiebe aufzählen und darauf aus dem Lager jagen. —

Dieser Zwischenfall war mir sehr unangenehm, weil wir uns schon ziemlich nahe an der algerischen Grenze befanden. Zudem kannte ich den blut- und rachdurstigen Charakter dieses wilden marokkanischen Bergvolkes aus früheren Begegnungen nur zu gut, um nicht zu wissen, daß diese Angelegenheit noch nicht erledigt war, sondern noch ein Nachspiel haben würde.

Ich erwartete einen Angriff des an Zahl mir weit überlegenen Stammes. Daher ließ ich sämtliche Zelte abbrechen und Alles zur Abwehr eines Überfalles vorbereiten.

Wie recht ich hatte, zeigte schon die nächste Stunde. Vorläufig herrschte ringsum tiefe Stille — aber es war die Stille vor einem Sturm! — —

Eine unter Führung eines Korporals ausgeschickte Patrouille kehrte nach Verlauf einer Stunde im Geschwindschritt zurück und meldete, daß das ganze Lager der Marokkaner im Aufruhr sei und gegen uns in Bewegung sich befinde. —

Es fielen auf der andern Seite auch schon mehrere Schüsse, die aber, ziellos abgegeben, keinen Schaden bei uns anrichteten. So geräuschlos wie möglich zogen wir uns mit allem, was wir besaßen, zurück, besetzten schließlich auf beiden Seiten die Anhöhen und warteten so in guter Deckung das weitere Vordringen der Feinde ab.

Als die Horde, die durch die beiden Diebe gewiß unsere geringe Zahl kannte, den von uns verlassenen Lagerplatz erreicht hatte, stieß sie ein satanisches Geheul aus. Offenbar in der Meinung, wir seien geflohen, drängten die Wüstenräuber, die etwa 500 an der Zahl waren, denen ich nur 87 Mann entgegenstellen konnte, unausgesetzt ziellos schießend der engen Schlucht zu, aus welcher wir in dies Tal gekommen waren.

Bald hatte ich den wilden Haufen, der bisher zerstreut gelaufen war, eng beisammen. Der Zweck meines Zurückgehens war erreicht. Und in anbetracht der Gewißheit, daß wir kein menschliches Erbarmen zu erwarten hatten, wenn wir diesen Bestien, mit denen eine friedliche Unterhandlung und Verständigung von vornherein absolut unmöglich war, in die Hände fielen, ließ ich nun eine wohlgezielte Gewehrsalve, die von unserer zweiten, den gegenüberliegenden Felsen besetzt haltenden Abteilung wiederholt wurde, auf die Marokkaner abfeuern. —

Die Wirkung der beiden Salven mußte eine furchtbare sein! — Ein entsetzliches Jammergeschrei erhob sich in dem engen Tale! — — Aber es war nur ein einziger Schrei — dann drangen die Marokkaner mit Wutgeheul auf unsere Stellungen ein. —

Wir eröffneten Schnellfeuer auf die Angreifer. Ein erbitterter Kampf entspann sich, in dem unbarmherzig geschossen, gestochen und geschlagen wurde. Wiederholt wurde die Sache für uns recht bedenklich — „ungemütlich", wie Dr. Guizot aus dem wirren Knäul der Kämpfenden mir gelegentlich zurief, — dann war er meinen Blicken verschwunden.



Eine Karawane im Tuat.

Die Marokkaner waren sehr tapfer und konnten schließlich nur Schritt für Schritt aus dem Felsgeröll, hinter welchem sie vor unserem mörderischen Feuer Deckung suchten, hinausgedrängt werden. — Endlich, nach mehr als einstündigem Kampfe, neigte der Sieg sich auf unsere Seite, und der Feind begann, von uns heftig verfolgt, zu fliehen. — —

Als das Tal von den Marokkanern gesäubert war und wir auf unserm ursprünglichen Lagerplatz wiederum angelangt waren, ließ ich zum Sammeln blasen. — Es dauerte lange, bis meine kleine Heldenschar sich zusammengefunden hatte. —

Beim Appell fehlten von meinen Soldaten — 21 Mann. —

Auch Dr. Guizot fehlte, niemand konnte über dessen Schicksal Auskunft geben. — —

Nach langem Suchen wurde er, von sechs Kugeln durchbohrt, tot aufgefunden. —

Ich hatte meinen liebsten Freund, meinen Bruder verloren! Jahrelang waren wir miteinander durch die Wüsten Afrikas gezogen, hatten alle Not und alle Schrecken geteilt und uns wiederholt gegenseitig das Leben gerettet! — Eine unendliche Bitterkeit krampfte mein Herz zusammen, als ich in das bleiche, im Tode noch schöne Gesicht des jungen Freundes blickte. — — Stumm und regungslos, auf unsere Gewehre gestützt, umstanden wir die Leiche unseres gefallenen Kameraden. — —

Mit Dr. Guizot zählten wir 9 Tote, von denen 3 der Kopf fehlte, und 13 Schwerverwundete, davon starben an den folgenden Tagen noch 4. Die meisten von uns waren leichtverwundet.

Ich selbst hatte einen Schuß durch die rechte Schulter bekommen, ein zweiter war mir durch die linke Hand gegangen und hatte mir an derselben einen Finger zerschmettert, so daß er sofort amputiert werden mußte.

Wir hatten 19 Gefangene gemacht. Der Häuptling des Räuberstammes war leider nicht in unsere Hände gefallen.

Der Rest der Nacht verlief ruhig.

Am andern Morgen bot der Kampfplatz einen grauenhaften Anblick dar. 128 Tote, denen allen der Kopf vom Rumpfe

abgeschnitten war, lagen auf der blutigen Stätte, die von Hyänen, Schakalen und Geiern, die gierig nach der ekelhaften Beute ausschauten, umkreist wurde. Nicht ein einziger lebender Marokkaner war zwischen den Toten zu finden. Alle abgeschnittenen Köpfe wurden von den fanatischen Arabern meiner Truppe auf Stangen gesteckt und diese unter kanibalischem Gesang rund um unsere Lagerzelte gepflanzt. — —

Unter anderen Umständen hätten wir Europäer diesem scheußlichen Treiben ein Ziel gesetzt, so aber waren wir selbst durch den verräterischen Überfall und besonders infolge unserer furchtbaren Verluste zu sehr erbittert, um unsere Araber zu hindern, ihre Siegesfreude in ihrer Weise zu feiern.

Das Schicksal unserer Gefangenen, meist starke, junge Burschen, war bald entschieden. Der Kriegsrat stimmte einhellig für ihren Tod durch Erschießen. Kaum eine Stunde nach Sonnenaufgang wurden sie hinausgeführt auf den Kampfplatz, wo ihre kopflosen Brüder lagen, und hier niedergeschossen. — — —

Am Abend desselben Tages wurde die Leiche des Dr. Guizot mit aller Feierlichkeit, die wir unter den gegebenen Verhältnissen entfalten konnten, bestattet. Ich wollte meinem langjährigen treuen Kameraden und unvergeßlichen Freunde eine besondere Grabstätte bereiten. Hoch oben auf einem steilen Bergkegel, von dem aus man weit in die gewaltige, öde Gebirgswelt des Hohen Atlas hinausschauen kann, wurde in einen Felsen hinein ein mächtiges Grab gehauen, das die sterblichen Reste des Vielgeliebten aufnahm. —

Auf diesem einsamen Forschergrabe in Afrika, an dem der gewaltige Ayachir die ewige Totenwache hält, wächst kein Baum, und keine Blume wird von liebender Hand darauf gepflanzt. — Aber es ist eine heilige Stätte, zu der meine Gedanken oftmals in wehmütiger Erinnerung schweifen. —

Vierzehn Tage lang, bis unsere Verwundeten transportfähig waren, blieben wir noch in der Felsenschlucht, die ich meinem gefallenen Freunde zu Ehren als „Guizot-Schlucht" in die Karte einzeichnete. Der ganze Marokkanerstamm war offenbar aufgerieben, denn unsere Befürchtung, nochmals von ihm überfallen zu

werden, bestätigte sich nicht. Unser Aufenthalt wurde durch nichts gestört, kein Marokkaner ließ sich in unserer Nähe mehr blicken, so daß wir unsern Zug durchs Gebirge unbehelligt fortsetzen konnten. —

Die Reise hatte fast sieben Monate gedauert. Sie hatte über viele Punkte, die bisher dunkel waren, völlige Aufklärung gebracht und somit ihren Zweck nach jeder Seite hin erfüllt.

Im Anfang des April des folgenden Jahres kehrten wir nach Aïn-Sefra zurück.



Zwölftes Kapitel.

Der marokkanische Thronprätendent Bu Hamara.



In den Jahren 1896—97 befand sich das 5. Bataillon des 1. Fremdenregiments in Aïn-Sefra in Garnison. Die in orientalischem Stile erbauten, mit schönen Veranden gezierten Kasernements und die Befestigungen derselben bilden eins der stärksten Bollwerke, welche Frankreich gegen die wilden, unbezähmten Stämme der Wüste in der Süd-Algerie errichtet hat. Früher, als die Franzosen anfingen, hier sich festzusetzen, ist es besonders in dieser Gegend zwischen den fanatischen Kabylen und den weißen Eindringlingen oft zu den erbittertsten Kämpfen gekommen. Heute zwar wird dort auch noch gekämpft, aber es ist doch etwas friedlicher und besser geworden. Die braunen Bewohner tragen zwar mit Ingrimm das französische Joch, aber sie wagen nicht mehr oder, besser gesagt, noch nicht wieder den offenen Aufstand.

Wenn man aber meint, die einstigen Tiger seien nun unter der anerkennenswerten Kulturarbeit der Franzosen zu zahmen Haustieren geworden, so irrt man gewaltig. Das Feuer des Hasses glüht in den heißen Herzen dieser Wüstensöhne fort und fort, und zuweilen, durch einen nichtigen Grund angefacht, lodert es zur hellen Flamme auf, die dann mit Blut gelöscht wird. Raub und Mord sind hier etwas Alltägliches.



Alt-Biskara.

So kam es, daß die Garnison von Aïn-Sefra fast fortwährend auf Rachezügen in der Umgegend, auf der Suche nach Frauen- und Viehräubern, nach Mördern und Brandstiftern sich befand. Vornehmlich aber verwendet man dazu die sog. compagnie montée, eine aus Fremdenlegionären gebildete, auf starken Mauleseln (bourriques) reitende Kompagnie Infanterie.

Im Herbst 1896 erhielt die 17. Kompagnie, der ich als ältester Leutnant zugeteilt war, den Befehl, die montée zu übernehmen, d. h. die reitende Kompagnie zu bilden, und ich wurde in Vertretung des nach Madagaskar kommandierten Kapitäns mit deren vorläufigem Kommando betraut. Zugleich erhielt ich vom Subdivisionär in Aïn-Sefra die Ordre, mich zu einem Rekognoszierungsritt an die etwa 60 km entfernt gelegene marokkanische Grenze, wo es wieder einmal bedenklich gärte, bereit zu halten.

Einige Tage später schon machten wir uns auf den Weg. Mein Rekognoszierungsritt über die marokkanische Grenze hinaus und nach Aïn-Sefra zurück sollte zwölf Tage in Anspruch nehmen. In der ersten Zeit war uns nichts Bemerkenswertes vor die Augen gekommen. Es war jetzt bereits der fünfte Tag. Wir bewegten uns auf recht schwierigem Terrain; ringsum ragten hohe, kahle Berge empor, während die Täler mit Steinen und Sanddünen erfüllt waren. Etwa 140 km von der algerischen Grenze entfernt, befanden wir uns auf marokkanischem Boden in der Nähe der Salzsümpfe des Chott Tigri.

Der Tag war sehr heiß gewesen, und wir wollten für die Nacht einen Lagerplatz bei einem jener wenigen Brunnen beziehen, die sich dort befinden. Ich ritt an der Spitze der langgestreckten Kompagnie. Als wir einem mit Oleandergesträuch bewachsenen Platz, der bisher unseren Blicken durch eine niedrige Hügelkette verdeckt gewesen war, näher kamen, bemerkten wir dort einen Marokkaner, der sich anschickte, sein Pferd zu besteigen. Wir hatten ihn offenbar überrascht, und er wollte fliehen. Doch es schien ihm zu spät. Sein Pferd am Zügel haltend, erwartete er unsere Ankunft. —

In der Voraussetzung, daß er nicht Französisch verstehe, ließ ich ihn durch meinen arabischen Dolmetscher fragen, wer und woher

er sei. Die Antwort, die er erhielt, verblüffte den Dolmetscher dermaßen, daß er fast von seinem Esel gefallen wäre. Darauf wandte er sich an mich: „Der Mann sagt, er sei Bu Hamara, Sultan von Marokko.“ —

Ich wußte im Augenblick nicht, was ich zu diesem offenbaren Blödsinn sagen sollte. — Bu Hamara? — Kein Mensch, und auch ich nicht, hatte diesen Namen bisher je gehört. —

„Sultan de Maroc — — ha ha!“ hörte ich meinen Dolmetscher lachen. „C'est drôle! Je pense, il est un pauvre maboul!“ —

Ich schaute mir daraufhin meinen Mann etwas genauer an. Er war gekleidet wie alle anderen Marokkaner. Er mochte ungefähr 30 Jahre alt sein und besaß eine prächtige, hohe Gestalt, ein schönes, braunes Gesicht mit blitzenden Augen. Wie er so männlich-stramm vor mir stand und mir frei und furchtlos ins Gesicht blickte, machte er einen sehr günstigen Eindruck auf mich. Aber — Sultan von Marokko? — Ich hatte mir den Sultan von Marokko doch anders vorgestellt, wenigstens nie daran gedacht, denselben jemals so mutterseelenallein in den Salzsümpfen des Chott Tigri anzutreffen. Ich schüttelte ungläubig den Kopf und pflichtete der Ansicht meines Dolmetschers bei: „pauvre maboul!“, einer jener Armen, die von den Arabern bekanntlich wie Heilige verehrt, bei uns aber ins Narrenhaus gesperrt werden. —

Und doch wurde ich in dieser Ansicht wieder irre, als ich sah, wie verständig und ruhig der Mann aus den kühnen Augen blickte. Ich wurde neugierig — ich mußte erfahren, welche Bewandnis es mit diesem Marokkaner hatte.

Ich war bereits mehrere Jahre im Süden Algeriens gewesen, hatte während dieser Zeit vielfache „militärische Spaziergänge“ auf marokkanischen Boden gemacht und mir dabei einige Kenntnisse der hier herrschenden Sprache und Dialekte angeeignet. Als ich nun noch fand, daß der „Sultan von Marokko“ auch einige Brocken Französisch verstand und sprach, durfte ich hoffen, daß eine Verständigung zwischen uns beiden ohne Hilfe des Dolmetschers sich werde erzielen lassen.

Mein Zelt war währenddem errichtet. Ich lud den geheimnisvollen Fremden zu mir zu Gast, welches Anerbieten von ihm mit offenbarer Freude angenommen wurde. Viel konnte ich ihm an meinem Tisch natürlich nicht bieten; wir besaßen ja selbst nichts. Etwas Reis, Hammelfleisch, Zwiebeln und Brot, das war alles. Bu Hamara verschmähte als frommer Muselmann den Wein, den ich ihm vorsetzte; er trank Wasser. Das einfache Mahl, von einem deutschen Legionär zubereitet und aufgetragen, wurde schweigend verzehrt. Nach dem Essen ließen wir uns vor dem Zelte nieder. Bu Hamara hatte noch immer kein Wort gesprochen, das mir Aufschluß über seine Person gegeben hätte. Ich reichte ihm von meinem Tabak, den er dankbar annahm. Während er sich mit vielem Geschick eine Zigarette drehte, schaute er mit seinen großen, klugen Augen sinnend in die über den düstern Atlasbergen untergehende Sonne, deren Strahlen das kahle Gestein mit Purpur überfluteten. —

Plötzlich erhob er die Hand, deutete auf die hohen Gipfel und sagte: „Da drüben liegt ein schönes Land. Bist Du dort schon gewesen, Leutnant?"

„Nein; vielleicht aber komme ich noch einmal dahin."

„Es ist meine Heimat. — Ein Europäer war da noch nicht."

Bu Hamara wurde jetzt infolge meiner Fragen gesprächiger; nach und nach geriet er sogar in ein gewisses Redefeuer, so daß ich Mühe hatte, ihm in seinem Gemisch von Berberisch mit Arabisch und Französisch mit meinen Sprachkenntnissen zu folgen. In seiner bilderreichen orientalischen Ausdrucksweise erzählte er mir von seiner Heimat, seiner glücklichen Kindheit, von den tollen Jünglingsjahren, von seinen Löwen- und Pantherjagden in den Atlasbergen und dann von dem schönen Liebeswerben um sein Weib Fatma. —

Mit hohem Interesse lauschte ich den lebhaften Schilderungen dieses seltsamen Mannes.

Dann fuhr er fort in seiner Erzählung: Er sei ein angesehener Priester seines Volkes gewesen, habe an der Seite seiner geliebten Fatma und seiner beiden Kinder mehrere Jahre glücklich gelebt, den Armen Gutes erwiesen und den Bedrängten Hilfe geleistet. Die Liebe zu seinem Stamme und das Gebet zu Allah seien seine

Beschäftigung gewesen. Er habe ein friedliches Herz und eine reine Hand gehabt und nie an Kampf und Blut gedacht.

Doch bald wurde es anders. —

Namenloses Elend sei über ihn und seinen Stamm hereingebrochen. Eines Tages, vor noch nicht langer Zeit, hatten Sultans-Truppen das friedliche Dorf Bu Hamaras überfallen, um für ihren Herrn die Steuern einzutreiben.

„Die Ernte des Jahres war schlecht gewesen," sagte Bu Hamara leise, „wir konnten nichts zahlen. Wir litten selbst Hunger und hatten weniger zu essen als die schnellen Antilopen auf den kahlen Bergen. Als Priester und Vertreter meines Stammes warf ich mich vor dem Pascha auf den Boden und flehte ihn an, Menschlichkeit walten zu lassen. Doch ein Schlag mit dem Gewehrkolben auf mein priesterliches Haupt war die Antwort des Tyrannen! Sieh hier" — Bu Hamara sprang von dem Feldstuhl auf, riß den mit Kamelhaarschnüren dicht umwundenen Turban vom Kopfe und deutete mit der Hand auf eine tiefe Narbe, die blutrot über den ganzen Kopf lief, — „sieh hier, Leutnant, das war die Antwort auf mein Bitten und Flehen! — Ich sah noch, wie der wütende Pascha höhnisch lachte, — dann wurde es mir dunkel vor den Augen. — Als ich wieder erwachte," erzählte Bu Hamara weiter, „war das Dorf ein rauchender Trümmerhaufen. Alle Bewohner waren ermordet. Mein Weib, meine geliebte Fatma, hatte man geschändet, gemordet, verstümmelt, — meine beiden herzigen Kinder waren abgeschlachtet wie die Lämmer — und nun — nun! — —" —

Der starke Mann, der vor mir saß, konnte nicht weitersprechen; beide Hände schlug er vor das Gesicht und weinte — nein, er heulte wie ein wildes, todwundes Tier, während sein ganzer Körper heftig zitterte.

Ich ließ ihn weinen. Denn welchen Trost konnte ich ihm in dieser gewaltigen Fülle seines Jammers spenden? Er tat mir so unendlich leid, und doch konnte ich ihm nicht helfen. Allmälig wurde er ruhiger. Ich legte meine Hand auf seine Schulter und sagte: „Tröste Dich, Bu Hamara, sei ein Mann."

Er erhob das tränenüberströmte Gesicht und schaute mich an.



Französische Truppen in Algerien: Tirailleurs.

„Ein Mann, sagst Du? — Ja, Leutnant, ich will ein Mann sein, ein furchtbarer Mann, unter dessen gewaltiger Faust bald das ganze Land erzittern soll! Vierzig Tage habe ich in jener Höhle" — er deutete mit der Hand auf die nahen Atlasberge — „gelegen und zu Allah gebetet. Es ist sein Wille! Jetzt gehe ich zurück zu meinen Brüdern jenseit der schwarzen Berge. Ich werde den Aufruhr, den heiligen Krieg predigen, Feuer und Schwert zwischen das Volk werfen und nicht eher ruhen, bis ich den Sultan, den feigen Tyrannen, von dem blutigen Thron gestürzt und ihn und seine ganze feile Henkersbrut vernichtet habe!" —

Er erhob sich vom Stuhl, reckte sich zu seiner ganzen Höhe empor und schüttelte zornig die Faust gegen den dunkeln Abendhimmel hin. Seine Augen blitzten wieder in unheimlichem Feuer, und jede Schwäche war von ihm gewichen, als er sich jetzt umwandte und mir die Hand reichte.

„Ich danke Dir, Leutnant! Ich werde, wie auch das Schicksal sich wenden mag, Dir ein treues Andenken in meinem Herzen bewahren. — Doch jetzt laß mich gehen — mein Volk wartet auf mich!"

Als ich ihm noch einige Trostworte sagte, ihn in seinem Beginnen zur Vorsicht und Menschlichkeit gegen seine Feinde ermahnte, schob er plötzlich meinen Tropenhelm zurück und drückte einen warmen Kuß auf meine Stirn.

„Nimm den Bruderkuß! Allah segne Dich!" erwiderte er leise und herzlich. „Aber, Leutnant, Du bist ein Europäer; Du weißt nicht und verstehst nicht, was das Volk, das arme, geknechtete Volk jener Berge dort drüben schon erduldet hat, was es leidet, wie es fühlt, und wie es denkt. Leb' wohl, und vergiß mich nicht!"

Noch ehe ich ein Wort erwidern konnte, hatte Bu Hamara sich auf sein Pferd geschwungen. Ein Wink mit der Hand, und seine Gestalt war im Dunkel der Nacht verschwunden.

Ich glaubte kaum, daß ich der Begegnung dieses seltsamen Mannes je im Leben eine besondere Bedeutung beimessen würde, noch weniger ahnte ich, welch' ereignisreicher Zukunft er entgegenritt, als er mich an jenem Abend in den Salzsümpfen des Chott Tigri

verließ. Erst nach einigen Jahren, als er schon der weltbekannte Rebell geworden war, habe ich ihn wiedergesehen. Wir alle haben schon viel von Bu Hamara gehört, von dem kühnen Rebellen, wie er die Stämme der Atlasberge zum wilden Rachekriege aufgerufen, wie er an ihrer Spitze siegreich bis fast vor die Mauern von Fes vorgedrungen ist und so den blutigen Thron des Sultans stark ins Schwanken gebracht hat. —

Ich weiß es, Bu Hamara selbst hat es mir gesagt: er wird nicht ruhen, bis er, der einfache, schwer beleidigte Priester, sein Ziel erreicht, das heißt, sich auf den Thron von Marokko geschwungen oder aber seinen kühnen, bewundernswerten Wagemut mit dem Leben bezahlt hat.

Das letzte Blatt im Lebensbuche dieses seltsamen Mannes ist noch nicht beschrieben. Sein Anhang ist groß, und seine Taten erinnern an die eines Cromwell und Napoleon. Aber ich glaube nicht, daß er sein Ziel erreichen wird. Eines Tages — dieser Tag ist vielleicht nicht mehr fern — wird Bu Hamara gefangen und gemordet sein wie seine herzigen Kinder, wie sein geliebtes Weib Fatma. —

„Bu Hamara", so schrieb mir Mr. Maclean, der bekannte europäische Instruktor der marokkanischen Truppen, „macht unter den zahlreichen Rebellen, die in den letzten Jahrzehnten den Scherifenthron bedroht haben, eine rühmliche Ausnahme. Er ist kein Bandit gewöhnlichen Schlages wie Raïs Uli, der Räuber des Amerikaners Perdicaris, sondern Bu Hamara, der niemals seine priesterliche Abstammung verleugnet hat, ist edler Regungen fähig, immerhin eine Art Heldengestalt, wie die lange und blutige Rebellengeschichte Marokkos keine aufzuweisen hat. Aus diesem Grunde ist er gefährlicher, als alle seine Vorgänger. Er besitzt Charaktereigenschaften, die ihn zum Rebellen geboren erscheinen lassen. Er hat nicht nur Talent, sondern er ist auch klug und versteht es, dies seltene Talent energisch und dabei maßvoll in allen seinen Unternehmungen anzuwenden und zur Geltung zu bringen. Die Stämme in den Atlasbergen verherrlichen ihn als Nationalhelden, und in jeder marokkanischen Duar erzählt man von seinen kühnen, verwegenen



Ein Lager der compagnie montée.



Die compagnie montée in Marokko.

Taten mit derselben Begeisterung, wie man es noch heute in den Hütten der schottischen Hochlande von Robert Bruce zu tun pflegt. Er hat im Volke, namentlich in dem gebirgigen Süden, großen Anhang, und er dient seiner Sache, glaubt seinem Vaterlande damit zu dienen, wenn er dem Sultan, seinem Herrn, Verlegenheiten, namentlich dem Auslande gegenüber, bereiten kann. . . . In dem heutigen Marokko ist Alles möglich! Der Rebell Raïs Uli ist Gouverneur geworden! Für den Thron des Sultans selbst halte ich Bu Hamara zwar für ganz ungefährlich — dafür gibts andere Feinde. Aber er wird vielleicht über kurz oder lang, wenn der Sultan sich der Aufdringlichkeit der europäischen Mächte nicht mehr erwehren kann — Großwesir des Abd ul Asis werden. Wer es in Marokko zu einem einflußreichen Staatsamte bringen will, der muß nach dem Muster des Raïs Uli zuerst Rebell werden; und das wird er in dem armen Lande, wenn er mit seinem Anhang die Steuerzahlungen verweigert."

Das sind bemerkenswerte Worte des alten, erfahrenen Kaid, die viel zu denken geben und ein helles Schlaglicht werfen auf die in Marokko herrschenden Zustände.

Die Zustände haben sich in den letzten Jahren in Marokko allerdings bis zur Unerträglichkeit verschlechtert. Im ganzen Lande herrscht wilde Anarchie, kein Europäer ist dort seines Lebens und seiner Habe sicher. An eine friedliche Erforschung des Landes, an eine Aufschließung desselben für den europäischen Handel und Verkehr ist vorläufig nicht zu denken.

Der junge Sultan Abd ul Asis ist zwar ein gutmütiger, talentvoller Mensch, der trotz Bu Hamaras nichts an sich hat von einem orientalischen Despoten, — aber er ist auf der andern Seite auch kein Fürst und Herrscher, wie ihn das heute in allen Fugen krachende und von außen bedrängte Reich nötig hätte, der es verstände, den Übergriffen der Franzosen mit Mannesmut und Manneswürde entgegen zu treten, und seinen Fuß auf die steifen Nacken der rebellischen Scheiks zu setzen. —

Abd ul Asis ist ein gesunder, kräftiger Jüngling mit fast frauenhaften Gesichtszügen, der nicht für die Freuden des Harems

schwärmt. Er liebt den Sport, namentlich das Radfahren und Reiten, er hat Interesse für die Musik und die Malerei, — aber er zeigt wenig Lust und Verständnis für die Fragen der Politik, für die Zustände in seinem Lande und die Bedürfnisse seines Volkes, das noch in denselben Verhältnissen wie vor Hunderten von Jahren lebt. Er beklagt sich über sein hartes Schicksal, als Sultan geboren zu sein, und überläßt die Sorge für die Regierung seinen Günstlingen, namentlich seinem in letzter Zeit bei Gelegenheit des Kaiserbesuches in Tanger vielgenannten Oheim, in dessen harten Händen Abd ul Asis ein willenloser Spielball ist. —

Vom politischen Standpunkt aus mag es ja wohl richtig sein, unter den gegebenen Verhältnissen in Marokko ist es aber zwecklos und verfehlt, wenn man den Sultan für die Taten seiner unbotmäßigen Scheiks verantwortlich machen will. Ich selbst habe in den letzten Jahren während meines Aufenthalts in Marokko als Forscher recht bittere Erfahrungen gemacht und schwer unter den unvernünftigen Maßnahmen der dortigen Mißregierung, die ihre Spitze mit Vorliebe gegen jeden Ausländer richtet, und den Übergriffen der Scheiks gelitten, denen in der letzten Zeit wiederholt friedliche Europäer zum Opfer gefallen sind. Auf wiederholte Beschwerden an den Sultan erhielt ich entweder gar keine Antwort oder dem Sinne nach ein I can not help you.

So sind die beiden Männer beschaffen, die in Marokko einander gegenüberstehen und um die Herrschaft streiten: der charakterschwache Sultan Abd ul Asis und der kraftvolle Rebell Bu Hamara.

Auf meiner letzten Reise nach Marokko habe ich Bu Hamara wiedergesehen und wurde in Erinnerung unserer vor Jahren in den Salzsümpfen des Chott Tigri gemachten Bekanntschaft mit großer Auszeichnung von dem Prätendenten aufgenommen. Ich kann über seine Person nur Vorteilhaftes berichten. Er hält viel auf äußere Eleganz. Besonders gesprächig und mitteilsam ist Bu Hamara nicht, war es auch mir gegenüber nicht; er verrät namentlich nichts von seinen Absichten gegen den Sultan. Bemerkenswert ist es, daß der Prätendent ein glühender Bewunderer und Verehrer unseres Kaisers Wilhelm II. ist, aus dessen Leben und Reden ich ihm habe viel berichten

und erzählen müssen. Bu Hamara ist gut unterrichtet, spricht jetzt ziemlich geläufig Französisch, lernt eifrig die englische Sprache und besitzt überhaupt über europäische Verhältnisse ganz richtige Ansichten, die er aus den zahlreichen, in seinem Besitz befindlichen französischen Büchern geschöpft hat. Ich habe mehrere bemerkenswerte militärische Werke bei ihm gefunden, darunter Band 28 bis 30 der Oeuvres militaires von Friedrich dem Großen und die Chronique de la guerre franco-allemande 1870.

Bu Hamara ist im Charakter anders, besser geartet, als sein Parteigänger Raïs Uli; er ist vor allen Dingen ehrlicher und nicht so heimtückisch und hinterlistig wie dieser. In ihrem Haß und in ihrer Verachtung gegen alle Ausländer, namentlich gegen die Franzosen, sind sie beide gleich. Bu Hamara hat sich bisher nur als tüchtiger Bandenführer und tapferer Draufgänger gezeigt; einen diplomatischen Befähigungsnachweis hat er im Gegensatz zu Raïs Uli noch nicht erbracht. — Friedlich, darüber sind sich wohl alle Kenner der dortigen Verhältnisse einig, wird die marokkanische Angelegenheit sich nicht aus der Welt schaffen lassen! Auch Bu Hamara, den ein bekannter französischer Staatsmann wohl zu Unrecht den „kommenden Mann“ seines bis in die Grundfesten erschütterten und zerrütteten Vaterlandes genannt hat, wird Marokko, das in der Reihe der modernen Staaten keine Existenzberechtigung hat, nicht vor dem Untergang seiner Selbständigkeit, der über kurz oder lang mit unabweisbarer Notwendigkeit eintreten wird, retten können.



Dreizehntes Kapitel.

Scheik Ben Sinzah.



Wir befanden uns etwa 60 km jenseits der algerischen Grenze auf marokkanischem Boden, in einem überaus öden Tale. Auf der andern Seite des uns im Westen flankierenden Höhenzuges befanden sich die Salzsümpfe des Chott Tigri, welche wir am nächsten Tage durchreiten mußten. Wie ich schon im zweiten Kapitel erwähnt habe, ist das Chott Tigri ein trauriges Stück Erde, viel trauriger noch als die Sahara selbst: keine Spur von Vegetation, kein lebendes Wesen ist hier in weiter Runde zu finden. Ein Jahr zuvor schon hatte ich mit Dr. Guizot diese Sumpfregion durchforscht; daher kannte ich sie und die Gefahren, welche in dieser grausen Öde Schritt für Schritt drohten. Deshalb hätte ich mit meiner Kompagnie das Chott Tigri gern umgangen; aber ich hatte strikten Befehl, dasselbe zu durchreiten, — eine Aufgabe, welche von französischen Kolonial-Truppen bisher weder verlangt noch ausgeführt worden war. Aber wir waren Legionäre, überdies sogar beritten! Die drohenden Gefahren reizten unsern Wagemut! Wir hatten schon so manches Bravourstückchen fertig gebracht, daher zweifelten wir nicht, daß uns auch dies gelingen werde.

Der Endzweck unseres Rekognoszierungsrittes war natürlich nicht die Besichtigung der Salzsümpfe, gewiß nicht, dazu waren sie,

obgleich in ihrer gewaltigen Ausdehnung wohl einzig auf der Erde, meinen Legionären nicht interessant genug, sondern es galt, jenseits derselben, in der Nähe der großen Karawanenstraße, welche von Fes nach Figig führt, einen vornehmen Fang zu machen. Keinen Geringeren sollten wir einfangen, als den berüchtigten Ben Sinzah, den treulosen, verräterischen Scheik, welcher durch seinen Ungehorsam die französische Regierung schon jahrelang gereizt hatte, und nun, völlig abgefallen und zum Räuber geworden, seit mehreren Monaten alle Duars, die an der Grenze entlang in den Bergen lagen, von Aïn-Sefra, Mecheria bis hinauf nach El Kreider, mit Brand und Mord heimsuchte. Er hatte nur eine kleine Anzahl verwegener Gesellen bei sich.

Allen bisherigen eifrigen Nachstellungen des Militärs war dieser entmenschte Räuber, der so manchen grausamen Mord auf dem Gewissen hatte, in oft geradezu rätselhafter Weise entgangen. In früheren Jahren war ihm das Kreuz der Ehrenlegion verliehen worden. Jetzt trug er es zum Hohne Frankreichs auf allen seinen Raubzügen und bei all' seinen Mordtaten.

„Wer dem Räuber Ben Sinzah das rote Band mit dem Kreuz von der Brust reißt, soll es behalten," hatte ich vor dem Ausritt zu meinen Legionären gesagt.

Dutzende Male schon glaubte man, ihn gefaßt zu haben, aber immer war es ihm gelungen, zu entkommen.

Da mußte schließlich der Verrat zum Ziele führen. —

Eines Morgens — es war der Tag vor meinem Ausritt — erschien auf dem Bureau arabe in Aïn-Sefra ein noch junger Araber und erklärte dem Kapitän, er wolle, wenn man ihm eine Belohnung von 1000 Franken zusichere, den so lange vergeblich gesuchten Räuber in die Gewalt des Militärs liefern. Der von diesem Anerbieten freudig überraschte Kapitän griff natürlich mit beiden Händen zu und versprach dem Verräter die verlangten 1000 Franken.

Im weiteren Verhör stellte sich heraus, daß der Araber Ben Ibrahim hieß und ein Neffe und Raubgenosse des Ben Sinzah war. Ben Ibrahim war von Ben Sinzah dadurch beleidigt worden,

daß er ihm ein geraubtes Mädchen, auf welches ersterer Anspruch erhob, vorenthielt. Der alte Wüstling hatte ihn verhöhnt und zum guten Schluß sogar geohrfeigt.

„Diese Ohrfeige," sagte Ben Ibrahim, „soll der Tod Ben Sinzahs sein!"

„Weiß Ben Sinzah, daß Du ihn verraten willst?" fragte der Chef des bureau arabe.

„Nein, aber er wird es bald wissen," erwiderte Ben Ibrahim lakonisch, dabei leuchteten seine Augen in teuflischer Freude.

Er beschrieb noch genau den Aufenthaltsort des Räubers an der großen Karawanenstraße jenseits der Salzsümpfe des Chott Tigri, und verriet noch dessen Absicht, eine an einem bestimmten Tage von Fes kommende, dort vorüberziehende marokkanische Karawane auszurauben.

Ben Ibrahim hatte keine Beweise für die Wahrheit seiner Behauptungen; deshalb wurde sein Anerbieten, uns den gefährlichen Räuber in die Hände zu liefern, mit der einem treulosen, verräterischen Araber gegenüber gebotenen Vorsicht aufgenommen. Nichtsdestoweniger hatte ich als Chef der montée eine Stunde später den Befehl, mich mit der compagnie montée am nächsten Morgen, früh 2 Uhr, auf die Verfolgung des Ben Sinzah zu begeben. Gleichzeitig wurde ich beauftragt, in dem Augenblick, da Ben Sinzah in meiner Gewalt war, dem Verräter die bedungenen 1000 Franken auszuzahlen, ihn dabei aber sofort zu verhaften und nach Aïn-Sefra zurückzubringen, wo ihm vor dem Kriegsgericht der Prozeß gemacht werden sollte; bei dem geringsten Fluchtversuch, den er begehe, sollte ich ihn niederschießen lassen. So lautete die Ordre! —

Der schlaue Araber hatte in seiner verblendeten Rachsucht und Geldgier vergessen, für seinen Verrat an seinem Oheim außer 1000 Franken Belohnung sich auch gleichzeitig Straflosigkeit zusichern zu lassen für die im Verein mit diesem begangenen Räubereien und Mordtaten. Man handelte demnach absolut korrekt, wenn man beabsichtigte, Ben Ibrahim zu bestrafen.

Ben Ibrahim war ein hübscher, brauner Bursche von etwa 25 Jahren, der äußerlich gar keinen üblen Eindruck machte. Er



Webende Frauen in Süd-Marokko.

sprach leidlich Französisch. Bevor wir an jenem Morgen die Redoute in Aïn-Sefra verließen, berief ich ihn zu mir und machte ihm klar, daß ich ihn bei dem geringsten Versuch, die Kompagnie irre führen und in einen Hinterhalt locken zu wollen, buchstäblich in Stücke zerhacken lassen würde. Doch er beteuerte, das nicht tun zu wollen; er schwor beim Barte des Propheten, daß er ein ehrlicher Kerl sei. — Nun, wir wußten ja, was wir von solchem „ehrlichen Kerl" in einer Araberhaut zu halten hatten! Wir ließen es ihm gegenüber keinen Augenblick an der nötigen Vorsicht fehlen und bewachten ihn scharf bei Tag und bei Nacht.

Den Vorschlag, durch das Chott Tigri zu reiten, hatte Ben Ibrahim selbst gemacht. Es war einleuchtend, wenn er behauptete, Ben Sinzah erwarte aus dieser Richtung keine Verfolgung vonseiten der französischen Truppen, so daß seine Wachsamkeit nach Süden hin, woher wir also kamen, keine besonders rege sein werde.

Um Ben Ibrahim an einer etwa beabsichtigten Flucht zu hindern, ließ ich ihn ohne jede Waffe auf dem schwerfälligsten Maulesel inmitten der Kompagnie reiten; wenn wir ein Lager bezogen, durfte er sich aus demselben nicht entfernen, denn er war, was er freilich nicht ahnte, auf alle Fälle ein Todeskandidat. Ich glaube auch kaum, daß er jemals an eine Flucht gedacht hat. Offenbar fühlte er sich bei uns sehr wohl; er war immer vergnügt auf dem Marsche, er sang und pfiff auf seinem Esel und diente gutmütig den Soldaten als willkommene Zielscheibe für ihre oft recht drastischen Witze. —

Um 1 Uhr nachts verließen wir unsern Lagerplatz, wo ich am Abend vorher Bu Hamara angetroffen hatte, um den gefürchteten Ritt durch das Chott Tigri zu unternehmen. Es fiel mir auf und war auch kein Wunder, daß trotz allem Wagemut, der meine tapferen Jungen immer auszeichnete, heute doch eine etwas gedrückte Stimmung in der Kompagnie herrschte. Beim Packen und Satteln der Tiere ging es nicht so laut und lustig zu, wie es sonst jeden Morgen der Fall war, wenn der Trompeter die Reveille in die weite, öde Wüstenlandschaft hineingeschmettert hatte. Hin und wieder zwar ließ ein Spaßmacher, gewöhnlich ein Deutscher — die

auf den festen Boden zurückbringen. Das Tier zu retten, war diesmal unmöglich. Tiefer und immer tiefer sank der schwere Körper mit Sattel und Gepäck. — — Das arme Tier, welchem in der Todesangst die Augen förmlich aus dem Kopfe heraustraten, schrie jämmerlich, — doch immer leiser, bis die ekelhafte, schwarze Schlamm-Masse über seinem Kopfe zusammenschlug und das letzte Röcheln erstickte. Einige Blasen noch stiegen auf die Oberfläche des Schlammes — — dann wars vorüber. — —

„Ma pauvre Jeannette!" sagte Sergeant von T. leise und wischte sich verstohlen mit der Hand über die nassen Augen. Dann bestieg er ein Reservetier, um wiederum die Führung zu übernehmen. Prächtiger Kerl! —

Unaufhaltsam ging es vorwärts unter den brennenden Sonnenstrahlen. Menschen und Tiere keuchten. Mir selbst wurde es einige Male schwarz vor den Augen, so daß ich im Sattel schwankte und den letzten Rest meiner Kraft zu verlieren glaubte. Die Anstrengung war furchtbar, und wir waren bald auf dem Punkt angekommen, wo es nicht mehr möglich war, uns weiter zu schleppen.

Endlich, gegen 4 Uhr nachmittags, entdeckte ich mit dem Glase im Norden eine schwarze Linie. Das war eine Hügelkette, welche das Ende des Chotts bildete. Neuer Mut belebte die ermattete, halbverschmachtete Kompagnie, als ich ihr die Mitteilung machte, daß wir in etwa 2 Stunden durch das Chott hindurch seien. Auch die schweißtriefenden Tiere schienen zu ahnen, daß das Ziel nicht mehr weit war, denn sie setzten sich, mit erhobenen Köpfen und aufgeblähten Nüstern das nicht ferne Wasser riechend, trotz ihrer Ermüdung in einen gelinden Trab, so daß wir unter Leitung Ben Ibrahims, der aus seinem früheren Räuberleben die Gegend genau kannte, um 6 Uhr abends einen Wasserplatz etwa 2 km vom Nordrande des Chotts entfernt erreichten.

Alles bedurfte dringend der Ruhe. Deshalb wurde abgesattelt und ein Lager bezogen. —

Von Ben Ibrahim erfuhr ich, daß das Zeltlager des Ben Sinzah von hier kaum 10 km weit entfernt sei. Er beschrieb mir genau Richtung und Weg. Nachdem wir eine halbe Stunde geruht

hatten, befahl ich Sergeant von T., das Pferd des Leutnants Boudin zu besteigen und mit mir einen Rekognoszierungs-Ritt nach dem Lager des Ben Sinzah zu machen. Unter-Leutnant Boudin, dessen Sache es eigentlich gewesen wäre, diesen Ritt zu unternehmen, konnte ich zu einem solchen Dienst nicht verwenden. Er fühlte sich am wohlsten, wenn er nichts zu denken und nichts zu tun brauchte. Sonst war er ein gutmütiger, dicker Junge, mit dem sich außer Dienst ganz gut leben ließ. Ich ließ die Kompagnie unter seiner Obhut zurück und machte mich mit Sergeant von T., der ein tüchtiger Soldat und sehr intelligenter Mensch war, auf den Weg, um das Lager des Ben Sinzah zu suchen und zu beobachten.

Wir mußten uns beeilen, denn bis zum Anbruch der Dunkelheit, die in diesen Breitegraden so schnell und unvermittelt auf die Erde sich niedersenkt, war es nicht mehr weit. Das Terrain war hügelig. So ritten wir vorsichtig, scharf nach allen Seiten hin ausspähend und jede Bodensenkung benutzend, nach der bezeichneten Richtung.

Wir waren bereits eine gute Stunde geritten, ohne etwas entdeckt zu haben. Nur einige Hyänen, welche sich etwas früh aus ihrem Versteck hervorgewagt hatten, ergriffen bei unserm Anblick heulend die Flucht. Der Sergeant ritt etwa 20 m rechts von mir. Plötzlich sah ich, wie er vom Pferde sprang und mir durch einen Wink mit der Hand bedeutete, ein gleiches zu tun.

Schnell war ich an seiner Seite.

„Da — da!“ rief er leise und deutete mit dem Finger auf einen ungefähr 1 km entfernt in einer Senkung gelegenen Punkt, wo ich wirklich mehrere jener braunen Zelte erblickte, wie sie die nomadisierenden Araber besitzen.

Wir führten unsere Pferde hinter den Hügel, auf welchem wir uns befanden, zurück, banden sie an einem großen Stein fest und schlichen nun, oft auf Händen und Füßen kriechend, so nahe an das Zeltlager heran, wie die Gefahr, von den Adleraugen der Araber entdeckt zu werden, es erlaubte. Bis auf 500 m waren wir herangekommen. Hier blieben wir auf einem kleinen Hügel zwischen den hohen Alfastauden liegen. Wir konnten jetzt bequem und ohne eine

Entdeckung fürchten zu müssen, das ganze Lager und alle Vorgänge darin, beobachten.

Ich war doch etwas überrascht, als ich zwischen den Zelten, in denen sich übrigens nichts regte, 32 angebundene Pferde und einige Kamele zählte. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Räuber so stark sei. Eine Täuschung, daß wir etwa eine friedliche Araber-Duar vor uns haben konnten, war ausgeschlossen; denn alle Merkzeichen, welche Ben Ibrahim mir angegeben hatte, waren vorhanden. Wozu auch die vielen Pferde? In einer gewöhnlichen, friedlichen Duar waren diese in so großer Zahl niemals vorhanden. Es war also kein Zweifel, wir hatten das Nest des Ben Sinzah gefunden! — — Er schien sich hier außerordentlich sicher und geborgen zu fühlen, daß er die Pferde ungesattelt stehen ließ und es noch nicht einmal für nötig hielt, Wachen auszustellen. Diese Sorglosigkeit des sonst so schlauen Banditen, die mir freilich jetzt vorzüglich zustatten kam, konnte ich nicht begreifen.

„Na, wart' nur, alter Sünder," schmunzelte ich vergnügt, „wir werden Dich jetzt schon kriegen! — Was meinen Sie, Sergeant?"

„Er wird uns wohl nicht mehr entwischen," gab dieser zurück. „Einen harten Stand dürften wir aber doch gegen ihn haben."

„Kommt darauf an, wie wir die Sache anfassen. Haben Sie keinen guten Rat? — Übrigens gratuliere ich Ihnen zu dieser Entdeckung, Sergeant. Nun sorgen Sie auch dafür, daß ich melden kann, daß Sie es waren, der dem Banditen das Kreuz der Ehrenlegion von der Brust gerissen hat!"

Während dieser Unterhaltung, die wir in deutscher Sprache führten, beobachtete ich durch das Glas einige Gestalten, welche sich jetzt in dem Räuberlager bewegten.

„Ich habe so eine Vorahnung, als ob ich aus diesem vermaledeiten Sumpflande nicht wieder lebendig herauskäme," erwiderte von T. leise.

Ob dieser Rede ließ ich überrascht das Glas sinken und wandte mich gegen den Sprecher: „Alle Wetter, Sergeant! Sie sind doch keine Krähe! Seit wann hat denn ein ehemaliger preußischer Leutnant Vorahnungen, wenn er in ein Gefecht geht? — Die Anstrengungen

des Tages haben Sie zu sehr ermüdet; daneben scheint Ihnen der Tod Ihrer armen Jeannette mehr als nötig zu Herzen gegangen zu sein. Deshalb sehen Sie jetzt nur noch trübe Bilder! Sie sollten das nicht tun! — Also, Kopf hoch, alter Kamerad!"

T. lächelte.

„Ich kann mir nicht helfen, Herr Leutnant. Es ist ja auch nicht viel verloren an mir."

„Unsinn, lieber Graf!" rief ich unwillig. „Schon seit einiger Zeit habe ich bemerkt, daß Sie fortwährend grübeln. Ich weiß sehr wohl, was Ihnen das Herz bedrückt. Früher preußischer Leutnant, heute französischer Fremdenlegionär — das Bittere, Verächtliche, was in diesem Gedanken liegt, haben Sie noch nicht überwinden können, lieber Freund. Sie müssen es aber können, wie ich es konnte. Es ist schwer, mit diesem Gedanken sich zu versöhnen, aber es muß gehen, wird gehen! — Und dann, Graf — Sie sind noch zu jung, um den Kopf hängen zu lassen. Was Sie in der deutschen Heimat verloren, auch wenns die Ehre war, — können Sie hier in der Kolonial-Armee wiedergewinnen! Aber eins ist dazu nötig: vor allem müssen Sie den Mut haben, die Vergangenheit zu vergessen zu suchen, und mehr der Gegenwart leben. — Sie wissen doch, daß Sie an einem der nächsten Tage Offizier werden sollen. Damit beginnt wieder ein angenehmeres Leben für Sie. Es ist wahrlich keine Schande, Leutnant in der Fremdenlegion zu sein! Sie brauchen sich trotz Ihres alten deutschen Namens Ihrer Uniform als Legionär nicht zu schämen! — Die Hauptsache ist, daß Sie ein braver Soldat sind — ob in der preußischen Armee oder in der französischen Fremdenlegion, das ist gleich! — Es ist Ihnen doch bekannt, daß wir in unseren Reihen eine große Zahl tapferer, sehr ehrenwerter Offiziere haben."

Der Sergeant nickte lebhaft mit dem Kopfe, ohne eine Wort zu reden.

„Na also! — Sobald wir den Strauchritter dort unten eingefangen haben werden," fuhr ich fort, „kehren wir auf dem kürzesten Wege nach Aïn-Sefra zurück. Wenn wir uns etwas tummeln, sind wir in vier Tagen dort."

Er nahm die dargereichte Hand und drückte sie warm.

„Also noch einmal, Sergeant — Kopf hoch! — ein freundliches Gesicht gemacht! — Diese Nacht gibts noch einen lustigen Tanz, an dem Ben Sinzah seine helle Freude haben wird! — So — jetzt wollen wir zu unserer Kompagnie zurückkehren und unsere Dispositionen für den Überfall treffen.“ —

Ein Blick noch auf das stille Lager des Banditen überzeugte uns, daß dort niemand eine Ahnung von unserer Anwesenheit hatte.

Es wurde mit einem Male stockfinster, so daß wir Mühe hatten, in dem Wirrwarr von niedrigen Hügeln uns zu unserm Lager zurückzufinden.

Es war den Mannschaften streng verboten worden, nach Eintritt der Dunkelheit noch Feuer oder Licht zu unterhalten. Nichts regte sich auf dem Lagerplatze. Die ganze Kompagnie lag im tiefen Schlafe, zuweilen nur hörte man eine Kette der angekuppelten müden Tiere rasseln.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß sämtliche Posten auf ihrem Platze waren, begab ich mich in das Wachzelt, um mit den dortigen Soldaten, was ich stets mit Vorliebe getan, zu rauchen und zu plaudern. Einmal trat der einfache Soldat bei solcher Gelegenheit dem Vorgesetzten menschlich näher, man lernte sich gegenseitig kennen und vielfach auch schätzen; sodann erfuhr ich in solchen stillen Nächten auf der Feldwache in der einsamen afrikanischen Wüste so manches traurige Menschenschicksal, aus dem ich lernen, aus dem ich selbst mich trösten und an dem ich mich, wenn auch mir einmal des Herzens Last zu schwer werden, wenn das Weh nach der verlassenen deutschen Heimat, wenn die Erinnerung an meine glückliche Kindheit mich schier übermannen wollten, aufrichten konnte. In solchen stillen Nächten hat mancher deutsche Junge, den irgend ein herbes Geschick, sei es verschuldet oder unverschuldet, in die französische Fremdenlegion verschlagen, bittere Tränen der Reue in meine Hand geweint, aufrichtige Tränen der Reue, die Vater und Mutter daheim, wenn sie sie hätten sehen können, gewiß würden ausgesöhnt haben mit dem verloren gegebenen Kinde. Es waren für mich oftmals weihevolle Nächte, in denen ich, wenn ich die



Mais mahlende Frauen in Marokko.

betrübten Herzen meiner Soldaten trösten konnte, eine Sammlung der Seele fand, aus der ich manchmal selbst den Mut schöpfte zum Weiterleben und zur strengen Pflichterfüllung in dem fremden, harten Soldatendienst. —

Heute zwar war auch ich sehr ermüdet und hätte mich nach den Anstrengungen des Tages gern schlafen gelegt; doch in dieser Nacht mußte ich den Schlaf zurückbannen, um nur nicht den richtigen Zeitpunkt zum Aufbruch zu versäumen.

Um 1 Uhr schickte ich die Wachmannschaften von Zelt zu Zelt und ließ die Schläfer in aller Stille wecken und antreten. Eine halbe Stunde später waren die Leute genau von dem, was wir unternehmen wollten, unterrichtet, und wir marschierten, die Tiere unter Aufsicht zurücklassend, so geräuschlos wie möglich in der Richtung auf das Lager des Ben Sinzah ab.

Bevor der Morgen graute, das hatte ich mir gelobt, mußte der Räuber in unseren Händen sein. Daß das ohne Blutvergießen nicht vonstatten gehen, und daß das alte Raubtier mit verzweifeltem Mute seiner Haut sich wehren würde, war klar. Mein Plan war, den Feind, ohne einen Schuß abzufeuern, durch einen Bajonett-Angriff zu überrumpeln. Es war ja schließlich egal, ob Ben Sinzah dabei lebend oder tot in unsere Gewalt kam; der Endzweck blieb der, daß er für alle Zeiten unschädlich gemacht und daß das Land von dem entsetzlichen Drucke, den das Scheusal durch seine zahlreichen Mord- und Raubtaten monatelang ausgeübt hatte, befreit wurde. Das war gewiß ein schönes, erstrebenswertes Ziel, an dem wir fremden, heimatlosen Soldaten gern unser Leben wagten! —

Bis auf 800 m hatten wir uns den Zelten in geschlossenen Zügen genähert; dann ließ ich unter Führung des Leutnants Boudin das Lager von 200 Mann in aller Stille umzingeln. Die Leute hatten in Anbetracht der Gefährlichkeit der umstellten Räuber den Befehl, jedes lebende Wesen, das den Durchbruch versuchen sollte, niederzuschießen. Auf einem Hügel außerhalb der Einschließungslinie hatten wir einen großen elektrischen Scheinwerfer aufgestellt, bei dem sich ein Korporal zur Bedienung befand.

Mit dem Rest der Mannschaft, 60 ausgesuchten, tüchtigen Soldaten, überwiegend deutschen, gedienten Jungen, bei denen auch Sergeant von T. sich befand, wollte ich den Sturm auf das Lager unternehmen. Ben Ibrahim sollte an meiner Seite bleiben und mir das Zelt des Ben Sinzah zeigen.

Lautlos, wie die Hyänen, krochen wir bis auf 30 m an die Zelte heran. Hier wurde noch einmal Halt gemacht. — Wir wagten kaum zu atmen. — — Nichts regte sich im Lager. — Nur das heisere Gebell einiger Schakale war in der Ferne zu hören. — Totenstille herrschte sonst ringsum — — Da plötzlich stieg zischend eine rote Rakete zum dunkeln Nachthimmel empor —: Das von mir gegebene Zeichen zum Angriff —, in demselben Augenblicke hatte der Korporal den Blender vom Scheinwerfer entfernt, — und die ganze Gegend, namentlich das Zeltlager der Räuber, erstrahlte in hellstem Tageslicht. — Mit gefälltem Bajonett und lautem Hurra stürmten wir vor. — — —

Das zu beschreiben, was jetzt folgte, ist meine Feder zu schwach. — Dies Bild in seiner überwältigenden Wirkung sich auszumalen, muß ich der Phantasie des Lesers überlassen. —

Schlaftrunken, im höchsten Grade verwirrt, stürzten aus allen Zelten die braunen Arabergestalten hervor mit dem gurgelnden Schreckensschrei: „La légion! — La légion!“ und suchten zu entfliehen. — Ein entsetzliches Morden begann. — Alles, was vor die Bajonette kam, wurde erbarmungslos niedergestochen. — Mehrere der Räuber setzten sich schießend zur Wehr, — aber auch sie wurden bald still gemacht. —

Ben Ibrahim war bei dem Angriffs-Signal sofort vorgestürmt auf das Zelt des Ben Sinzah los. Ich ihm nach! — Ich fand in dem Zelte nur drei schreiende, halbnackte, junge Weiber, die auf dem Teppich lagen und abwehrend die Hände gegen mich ausstreckten. — Nun, ich suchte ja keine jungen Weiber, und wollte ihnen auch nichts zu leide tun! — Ben Sinzah befand sich nicht im Zelte, er war also draußen im Kampfgewühl. Ich mußte ihn suchen! — Entwischen, wie er es so oft getan, sollte und konnte er diesmal nicht! —



Marokkanisches Dorf.

Als ich auf der andern Seite aus dem mit orientalischem Luxus eines Paschas ausgestatteten Zelte trat, sah ich einige Meter vor mir zwei arabische Gestalten verzweifelt miteinander ringen — ein Schrei — ein schwerer Fall — — der andere riß sich los und entfloh. —

Kein Zweifel — das war Ben Sinzah! —

Ich sprang ihm nach und schoß mehrere Male den Revolver auf ihn ab. Er stürzte — ich über ihn — wir hielten uns umschlungen — ein Ringen auf Leben und Tod begann! — — Endlich gewann ich die Oberhand, ich überwältigte ihn mit jugendlicher Kraft, — kniete auf ihm und packte ihn an die Kehle — ha! — er wars — ich sah das Kreuz der Ehrenlegion auf seinem Burnus glänzen! Ich riß es ihm ab — er wehrte sich nun nicht mehr, — aber er versuchte mich ins Gesicht zu spucken, doch der mit Blut untermischte Speichel blieb in seinem weißen Barte hängen.

Ich rief Soldaten herbei und ließ den Banditen fesseln. Ben Sinzah war verwundet; er ließ alles ruhig mit sich geschehen: er mochte wohl einsehen, daß jeder Widerstand hier vergebens und daß seine verbrecherische Laufbahn vollendet war.

Der heiße Kampf war beendet, — er hatte kaum zehn Minuten gedauert. Das wilde Geschrei war verstummt — man hörte nur noch das Röcheln der Verwundeten und Sterbenden. Der elektrische Scheinwerfer beleuchtete mit seinem grellen weißen Lichte ein grausiges Totenfeld. — —

„Sergeant de T.! — Où est le sergeant?" rief ich, weil ich ihn vermißte und ihn während des ganzen Kampfes nicht gesehen hatte.

„Voilà, mon lieutenant!" tönte die Antwort hinter mir.

Ich wandte mich um — ich glaube, das Herz stand mir einen Augenblick still. Zwei Soldaten trugen ihn herbei und legten ihn vor mir nieder. — Eine verräterische Araberkugel hatte dem Braven die Brust durchbohrt. — Ich beugte mich über ihn — er konnte nicht lange mehr leben, der Tod hatte den bleichen Mund, aus dem das Blut hervorquoll, bereits geküßt.

Seine Todesahnung war in Erfüllung gegangen.

Ich ließ zum Sammeln blasen.

Währenddem trug man auch den Verräter Ben Ibrahim herbei. Ein großes arabisches Messer stak in seinem Halse. Er hatte von Ben Sinzah den Lohn für seinen Verrat erhalten. Der tote Araber wurde beiseite getragen.

Die Kompagnie war angetreten. Ich beugte mich nochmals über den regungslos daliegenden Sergeanten.

„Sergeant," rief ich, „erkennen Sie mich?"

Er schlug die Augen auf und blickte mich an.

Einer plötzlichen Eingebung folgend, holte ich das Kreuz der Ehrenlegion, welches ich Ben Sinzah abgerissen hatte, aus der Tasche hervor, beugte mich abermals zu dem Sergeanten nieder und rief mit klarer, langsamer Stimme: „Sergeant von T., im Namen des Präsidenten der Republik hefte ich Ihnen für Ihre bewiesene Tapferkeit im Kampfe und für Ihre Treue im Dienst das Kreuz der Ehrenlegion auf die Brust!"

T. machte, während die Kompagnie das Gewehr präsentierte, eine gewaltige Anstrengung, um sich zu erheben. Er ergriff mit der Rechten meine Hand, indem er die Linke fest auf das angeheftete Kreuz preßte.

„Vive la légion!" rief er leise — ein dicker Blutstrom entstürzte seinem Munde — dann sank er zurück — — der Legionär war tot. — In demselben Augenblick versagte der Scheinwerfer, und wir standen in tiefer Finsternis. — Das war gut — man konnte so unsere Tränen nicht sehen! — — —

Erst als der Tag angebrochen war, konnten wir den großartigen Erfolg unseres Überfalles übersehen. Kein einziger von der Bande des Ben Sinzah, die 37 Köpfe stark gewesen, war entkommen. Jeder, der die Umzingelung zu durchbrechen versucht hatte, war niedergeschossen worden. Wir fanden 28 Tote; die übrigen 9 Mann waren verwundet, aber lebend in unsere Hände gefallen. Wir hatten 7 Verwundete und 1 Toten — Sergeant von T.

Ben Sinzah lag mit Ketten gefesselt zwischen seiner Wache und sprach kein Wort. Wenn man diesem Manne in das ehrwürdige, von einem wallenden weißen Barte umrahmte Gesicht blickte, dann

wurde man wohl an die Patriarchen der Bibel erinnert, und man konnte es kaum für möglich halten, daß man in ihm jenen furchtbaren, bluttriefenden Räuber vor sich hatte, der der Schrecken der Wüste gewesen und der niemals auch nur eine Spur menschlichen Erbarmens für seine zahlreichen, grausam hingemordeten Opfer gehabt! — Er war schwer verwundet: ein Schuß war ihm in den Rücken gegangen, ein anderer hatte ihm das linke Bein zerschmettert. Ärztliche Hilfe und Pflege wies er zurück. Auch das Wasser, welches ich ihm zum Trinken reichen ließ, schleuderte er grimmig von sich. So mochte er denn sterben, wenns ihm beliebte! —

Als wir das Räuberlager untersuchten, fanden wir neben zahlreichen goldenen und silbernen Schmucksachen fast eine Viertelmillion Franken in barem Gelde. Es waren spanische, französische und portugiesische Gold- und Silbermünzen. Außerdem hatten wir 30 Pferde und 4 Kamele erbeutet.

Nachdem wir mit französischer Gründlichkeit, die in solchen Sachen gewiß nichts zu wünschen übrig läßt, alles durchsucht hatten und nichts Mitnehmenswertes mehr fanden, wurden die toten Banditen, unter ihnen auch Ben Ibrahim, verscharrt und die Zelte angezündet.

Unter dem hellen Feuerschein rückten wir, unsern geliebten Toten und die Gefangenen, darunter die drei arabischen Frauen, feile, Ben Sinzah ergebene Dirnen, mit uns nehmend, nach unserm Lager ab.

Nach kurzem Kriegsrat wurden hier die 9 gefangenen Räuber erschossen.

Ich konnte mich nicht entschließen, Sergeant von T. in dieser weltfremden Einöde zu begraben, wo es niemals einem seiner Angehörigen möglich gewesen wäre, sein Grab zu finden und zu besuchen.

Am Nachmittag desselben Tages starb auch Ben Sinzah.

So brachten wir denn zwei Leichen mit nach Aïn-Sefra, wo wir am Abend des vierten Tages wohlbehalten ankamen und mit großem Jubel empfangen wurden.

Wilhelm von T. wurde auf dem Friedhofe von Aïn-Sefra, wo schon so mancher brave deutsche Legionär ruht, mit allen einem

Inhaber des Kreuzes der Ehrenlegion zukommenden militärischen Ehren bestattet. — —

Einen Monat später führte ich einen alten Herrn, einen preußischen General in Zivil, an das mit einem Denkstein geschmückte Grab. Schluchzend: „Wilhelm, mein Wilhelm!" sank der General auf den Hügel nieder. Der in der heißen Erde Afrikas Ruhende war sein einziger Sohn und die Hoffnung seines Alters gewesen. Armer Vater! — Ich fand keinen Trost für seinen tiefen Schmerz. Ich konnte ihm nur sagen, daß auch ich den Sohn lieb gehabt, und daß er gestorben sei als braver Legionär. — — —



Vierzehntes Kapitel.

Mein erster Löwe.



Der Aufstand der Bergstämme war gegen den Sultan und dessen Mißwirtschaft in Marokko zur hellen Flamme emporgelodert. Mit besorgten Blicken schaute die compagnie montée, der in Djenan-ed-Dar im äußersten Süden der Algerie seit kurzem die Grenzwacht anvertraut war, hinüber auf das wild erregte Kabylenland. Der Prätendent Bu Hamara war mit seinen Scharen von den Bergen des Hohen Atlas herabgestiegen und hatte sich mit der Wut eines Panthers auf die Sultans-Truppen geworfen, welche sich ihm am Nordfuße des Felsengebirges entgegenstellten. Der Kampf wurde auf beiden Seiten mit wechselndem Glück, aber mit einer immer sich gleich bleibenden Erbitterung und Grausamkeit geführt. Wenn die Truppen des Sultans, die besser bewaffnet waren, als die aufständischen Stämme, auch eines entscheidenden Sieges über Bu Hamara niemals sich rühmen konnten, so wurde der Prätendent doch verschiedentlich so hart von ihnen bedrängt, daß es ihm nur in Begleitung weniger Getreuen gelang, auf den schnellen Pferden der Gefangenschaft sich zu entziehen.

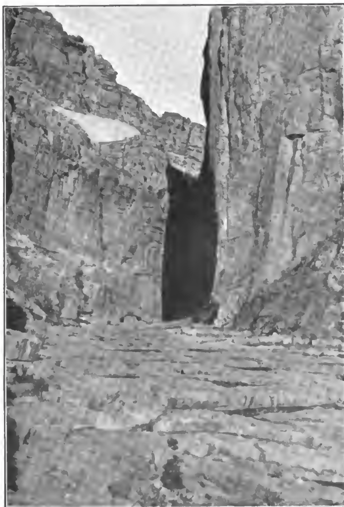
Das offizielle Frankreich schaute dem Bruderkampfe, obgleich er hart die Interessensphäre der Algerie streifte, untätig zu. Keinerlei Maßregeln, wenigstens keine sichtbaren, wurden an der algerisch-marokkanischen Grenze angeordnet, sie wurde nicht stärker bewacht,

als in der früheren „friedlichen“ Zeit. Die Tatsache, daß die diesjährigen Manöver der Fremdenlegions-Brigade, die sonst gewöhnlich im Innern der Provinz Oran stattzufinden pflegten, an der marokkanischen Grenze abgehalten wurden, mochte mit den jenseitigen Wirren im Zusammenhang stehen, fiel aber niemandem besonders auf. —

Die berittene Kompagnie des 1. Fremdenregiments war seit einiger Zeit von Aïn-Sefra weiter nach Süden, nach Djenan-ed-Dar, verlegt worden und nahm an den Manövern nicht teil, um auf alle Fälle bei einem Überdrängen der einen oder andern Partei auf algerisches Gebiet zur Hand zu sein. Diese Kompagnie steht, um ihren Charakter als Gendarmerie-Korps zu wahren, nicht unter Bataillonsbefehl, sondern ihr Chef erhält seine Weisungen direkt von dem Sub-Divisionär in Aïn-Sefra.

Als Bu Hamara in verschiedenen Treffen von den Sultans-Truppen immer weiter zurückgedrängt wurde und infolgedessen die Gefahr bestand, daß er mit seinen wilden Horden die algerische Grenze überschritt, erhielt ich die Aufgabe, mich über die Lage des Aufstandes in Marokko möglichst genau zu unterrichten und mit versteckter Absicht, jedenfalls, um einer Intervention vonseiten Frankreichs die Wege zu bahnen, ein Zusammentreffen mit den Sultans-Truppen oder den Leuten Bu Hamaras herbeizuführen. Ich sollte mir die Art der Kriegführung dieser marokkanischen Hunnen, über deren raffinierte Grausamkeit uns aus diesem Aufstande bereits fabelhafte Dinge berichtet worden waren, aus tunlichster Nähe betrachten und ein Überdrängen über die algerische Grenze mit Gewalt verhindern. Ein solches Unternehmen war nach mancher Seite hin betrachtet gefährlich, immerhin aber durfte ich es mit meinen Legionären wohl wagen; denn wir waren vorzüglich bewaffnet, hatten reichlich Munition und führten zudem zwei Gebirgsgeschütze mit uns, so daß ich einen feindlichen Zusammenstoß mit den entmenschten Horden nicht zu fürchten brauchte.

So in jeder Weise gut ausgerüstet, wollten wir jetzt die Gelegenheit wieder einmal ausnutzen und möglichst weit in das marokkanische Gebiet vordringen.



Eine Felspartie im Atlas-Gebirge: Die Guizot-Schlucht.

Der Charakter der Landschaft, welche wir durchritten, bleibt sich in diesem Teile Nordafrikas überall gleich: weite Alfa-Steppen, steinige, öde Täler, kahle Berge und nur vereinzelt, oft in einer Entfernung von 70 bis 100 km, ein Wasserloch, das von Gras und armseligem, niedrigem Gestrüpp umstanden war. An solchen Plätzen schlugen wir gewöhnlich unser Lager auf.

In drei Tagen waren wir bereits mehr als 150 km weit von der Grenze ins Innere Marokkos vorgedrungen, ohne weder einen Soldaten des Sultans noch einen Mann des Bu Hamara gesehen zu haben. Hier merkte man übrigens von dem Bürgerkriege, der das Land durchtobte, absolut gar nichts. Die wenigen marokkanischen Duars, auf welche wir stießen, weideten friedlich ihre Kamel- und Schafherden. Als ich den Chef einer großen Duar fragte, stellte es sich heraus, daß er weder den Namen des Sultans wußte, noch jemals von Bu Hamara etwas gehört hatte. Auf meine Frage, was er und sein Stamm tun würde, wenn Bu Hamara komme und ihn auffordere, ihm in dem Aufstande zu folgen, gab er, indem er den Blick über den öden Sand in der Runde schweifen ließ, die bezeichnende Antwort: „Wenn er mich zwingen kann, ihm zu folgen, dann gehe ich mit ihm."

„In den Kampf gegen die Truppen des Sultans?"

„Ja."

„Weißt Du auch, wofür Du kämpfst, wenn Du Dich den Aufständischen anschließt?"

„Ich würde das ebenso wenig wissen, wenn ich statt dessen für den Sultan gegen Bu Hamara kämpfte."

Der gute Alte hatte entschieden diplomatisches Talent, obgleich er zuvor noch nie einen Europäer gesehen hatte. Besonders die Frauen und Mädchen des Stammes, der wohl 500 Köpfe zählen mochte, betrachteten meine bis an die Zähne bewaffneten, hübschen, jungen Soldaten mit unverhohlener Bewunderung.

Das war in der weiten Ebene von Beni Gill, wo wir noch wiederholt auf friedliche Duars stießen, deren Oberhäupter auf meine Fragen genau so gleichmütig und interesselos antworteten, wie es der alte Chef der oben erwähnten Duar getan hatte. Als wir

aber über den Fluß Scharef hinüber in die Berge des Hohen Atlas vordrangen, wurde die Sache anders. Die Anzeichen, daß wir uns dem Aufruhr-Gebiet näherten, mehrten sich täglich. Wiederholt stießen wir auf umherstreifende Marokkanerbanden von 40 bis 100 Mann, die aber stets bei unserm Anblick die Flucht ergriffen. Ob das Soldaten des Sultans oder Leute Bu Hamaras waren, konnten wir nicht feststellen, weil es uns nicht gelingen wollte, sie anzuhalten; auch war ihre Verfolgung auf den steinigen Gebirgspfaden sehr schwierig.

Für die compagnie montée war bald ein weiteres Vordringen nicht ratsam. Wir waren hier in einer unbekannten, wasserarmen Gebirgswelt, die, wie wir wußten, von wilden Banden durchstreift wurde. Wir befanden uns oft in einer Lage, daß es bei der besten Vorsicht und Tapferkeit unsererseits einer gut geführten Bande von einigen Hundert Marokkanern kein Kunststück gewesen wäre, uns zu vernichten. Ich wollte diesem gefährlichen Zustande ein Ende machen und andern Tages mit der Kompagnie an die Grenze zurückkehren, da wir uns jetzt hinreichend überzeugt hatten, daß für die algerische Grenze, so weit wir sie abgeritten hatten, eine unmittelbare Gefahr nicht bestand.

Wir lagen schon einige Tage am Fuße eines Berges, aus welchem eine Quelle kristallhelles Wasser gab. In der näheren Umgebung fanden sich noch einige Quellen, infolgedessen war die Gegend ziemlich wildreich. Besonders gab es hier viel Panther, gegen deren Angriffe wir allnächtlich unsere Maulesel verteidigen mußten. Als Freund nächtlicher Jagdzüge, die ich meist ohne jede Begleitung unternahm, war es mir gelungen, in zwei Nächten fünf dieser Bestien zu erlegen. Unsere von Djenan-ed-Dar mitgenommenen Vorräte waren längst verbraucht. Die sog. eisernen Bestände in Gestalt von Biskuits und Konserven durften, solange es noch anderes, und selbst Pantherfleisch zu essen gab, nicht angegriffen werden. Wir waren daher für unsern Lebensunterhalt auf die Wildbestände angewiesen, die wir auf unserm Wege fanden. Und es wird mir wohl jedermann glauben, daß es keine leichte Sache war, in einer so trostlos öden Gebirgswelt, wie es der Hohe Atlas

ist, für eine ganze Kompagnie, die aus 260 jungen, immer hungrigen Soldaten bestand, das tägliche „Brot“ zu er—schießen. —

Auch Löwen sollte es hier geben, erzählte mir der alte graubärtige Sergeant Drouet.

Dieser alte Kriegsknecht hatte schon viele Jahre bei den Engländern in Südafrika gedient und „kannte das“. Ich wußte, daß Drouet viel von seinen Löwenjagden in Südafrika erzählte und dabei gern nach dem Muster Münchhausens verfuhr. Ich schüttelte daher über seine Löwen-Mitteilung ungläubig den Kopf. Als ich sah, daß er sich, beleidigt über meine Zweifel, von mir abwandte, rief ich ihn zurück.

„Weißt Du, Alter“, redete ich ihm beschwichtigend zu, „ich bin jetzt schon mehr als acht Jahre in Nordafrika. Aber so sehr ich es schon gewünscht habe, einem lebendigen wilden Löwen bin ich auf meinen vielen Streifzügen weder in der Sahara, noch im ganzen Atlasgebirge bisher begegnet, trotzdem ich die Eingeborenen schon viel von Löwen habe faseln gehört. Ich habe nie eine Spur davon gesehen, und bin daher der Meinung, daß es in ganz Nordafrika keine Löwen mehr gibt.“

„Sie befinden sich da in einem Irrtum, Herr Leutnant,“ belehrte mich der Alte. „In der Algerie, im Großen Atlas — da gibts keine Löwen mehr. Den letzten Löwen hat man im Jahre 1891 in den Schluchten des Djebel Antar bei Mecheria geschossen. — Aber hier sind wir im Süden Marokkos, im Hohen Atlas, — hier sind die Löwen noch sehr zahlreich, hier existiert der Berber-Löwe, der größer und gewaltiger ist, als der Löwe in Südafrika — ich kenne das!“

„Ja, zum Teufel noch einmal,“ rief ich ärgerlich; „wir streifen doch nun schon 14 Tage lang hier im Gebirge herum, ohne daß wir eine Spur von Deinen berühmten Berber-Löwen gesehen hätten!“

„Wir wohl nicht — aber ich, Herr Leutnant — ich kenne das!“ antwortete der Alte lächelnd.

Ich schaute erstaunt den Sergeanten an.

„So — Du hättest hier Löwenspuren entdeckt?“

drohendes Knurren aus, wandte uns verächtlich langsam den Rücken und trabte, ohne weiter Notiz von uns zu nehmen, ruhig davon. —

Als der Löwe aus unseren Augen entschwunden war, kam wieder Leben in unsere erstarrten Glieder. Drouet schaute mich triumphierend an, als wollte er sagen: „Was meinst Du, Leutnant, — kenne ich das nun nicht?“ —

„Ja, ja,“ erwiderte ich den stummen Blick des Alten. „Hast recht behalten, Drouet. Aber,“ konnte ich mich mit einem scheuen Seitenblick nach der Stelle hin, wo der Löwe verschwunden war, nicht enthalten zu bemerken, „ich meine, Schafsköpfe waren wir doch, daß wir den prächtigen Kerl haben entwischen lassen.“ —

„Ist gar nicht entwischt, Herr Leutnant,“ meinte der Sergeant, sein Gewehr prüfend. „Suchen wir ihn — aber aufpassen, gut aufpassen, das Biest ist falsch — ich kenne das!“ —

Wir brauchten nicht lange zu suchen. Der Löwe hatte um uns einen Bogen beschrieben, und wir fanden ihn nach einigem Klettern in dem Felsgeröll fast an derselben Stelle, wo wir ihn zuerst gesehen, nur diesmal unterhalb des Felsblockes, kaum 30 m von uns entfernt.

Als wir ihn hier im Mondlicht, mit der mächtigen Brust auf den gewaltigen Vorderpranken zum Sprunge bereit liegend, fanden, wichen wir langsam, das Auge fest auf ihn gerichtet, zurück. — —

Was nun geschah, oder wie es geschah — ich weiß es nicht — es ging alles zu schnell — mir schwanden fast die Sinne. Ich hörte nur ein furchtbares Zähneknirschen, einen entsetzlichen Schrei, sah wie durch einen Schleier, wie der Löwe den Sergeanten Drouet packte, mit ihm eine Strecke davonrannte und ihn dann am Boden mit den Zähnen und Pranken zerfleischte. — —

Das Grausige geschah mit einer unheimlichen Schnelligkeit, von der sich keiner, der Ähnliches nicht erlebt hat, eine Vorstellung machen kann. Der starre Todeshauch, der mich einen Moment umweht hatte, wich bald, als ich den Freund und Kameraden in einer so furchtbaren Gefahr sah, einer kalten Entschlossenheit. Hier hieß es handeln ohne Zagen. Jede Spur von Schrecken war von mir gewichen. — Ich hatte mich auf ein Knie niedergelassen und

das Gewehr langsam in Anschlag gebracht. — Der Löwe sah das, hob den blutigen Rachen und stieß ein fürchterliches Wutgebrüll aus, das wie Donner rollte und die Berge, möchte ich fast sagen, ringsum in ihren Grundfesten erzittern machte. Ich blieb im Anschlag. Von diesem einzigen Schuß, dessen war ich mir bewußt, hing heute mein Leben ab. Das Raubtier hatte die Pranken auf die Brust des unter ihm liegenden Sergeanten gesetzt und maß mich knurrend mit funkelnden Augen. Ich kniete ungefähr 20 m von ihm entfernt unbeweglich — ich fühlte mich wunderbar ruhig, keine Fiber zuckte an meinem Körper, — das Herz schlug ohne jede Erregung in meiner Brust. Jetzt ein Bruchteil einer Minute tiefe Stille — — — ein scharfer Knall — — — ich hatte gut getroffen, mitten in den breiten Kopf. Schnell sprang ich auf und zur Seite. Ein paarmal drehte sich jetzt der Löwe unter furchtbarem Gebrüll im Kreise herum und versuchte darauf einen Sprung auf mich. Doch ich war schneller: ein zweiter Schuß zerschmetterte der tollen Bestie die linke Vorderpranke. Das Tier stand förmlich auf dem Kopfe und geberdete sich wie rasend, so daß der dritte Schuß fehl ging. Der vierte Schuß traf die Brust. Das Raubtier konnte sich nicht mehr erheben. Ich trat nun bis auf zehn Schritt heran, um ihm aus dem Revolver ein paar Schüsse in den Kopf zu geben, worauf nach einigen gewaltigen Zuckungen der Tod eintrat. —

Der furchtbare Kampf war beendet, und jetzt erst konnte ich zu dem am Boden liegenden, blutüberströmten Sergeanten eilen. Als ich in das bleiche, infolge des flimmernden Mondlichts geisterhaft entstellte Gesicht Drouets blickte, wußte ich, daß nichts mehr den Braven retten konnte. Er lag regungslos in einer großen Blutlache, mit zerrissener Brust und abgebissenem linken Arm. Ich riß meinen Rock vom Leibe und verband damit die furchtbaren Wunden.

„Drouet," rief ich, „Drouet, hast Du Schmerzen?"

Er öffnete die Augen und lächelte mich an.

„Mon lieutenant!" klang es leise von seinen Lippen.

Ich hob seinen Kopf und setzte ihm die mit Wein gefüllte Feldflasche an den Mund. Er trank in vollen Zügen die ganze Flasche leer.

„Dank! — tausend Dank! — Das tut wohl!“ flüsterte der Arme und suchte meine Hand zu erhaschen.

„Hast Du viel Schmerzen, Drouet?“ fragte ich ihn noch einmal.

Er schüttelte den Kopf. „Nein, gar keine — aber schwach, schwach bin ich. — Es ist nur gut, daß Sie noch leben, Herr Leutnant! — Aber, nicht wahr, ich habe doch Recht gehabt, daß es im Hohen Atlas noch Löwen gibt? Sie wollten es ja nicht glauben!“ —

„Leider, leider ja, hast Du Recht gehabt, lieber Alter!“ erwiderte ich und versuchte, ihm den Kopf etwas weicher zu betten. Doch er wehrte sanft ab. „Danke, Herr Leutnant, ist nicht mehr nötig. — Die Bestie hat mich zu hart angepackt. — Mit mir ists bald aus. — Ich — ich — kenne — d—a—s“ — —

Ja, es war aus mit ihm. Wenige Schritte entfernt vom toten Legionär lag der tote Löwe, und ich — ich stand in Hemdsärmeln, auf mein Gewehr gestützt, allein mit meinem Weh im Herzen in der fürchterlichen Wildnis, umgeben von allen Schrecken der afrikanischen Wüste — in hundertfachem Echo schlug das nächtliche Geheul der Raubtiere an mein Ohr. — —

Was sollte ich tun? Ich mußte meine Kompagnie, die ungefähr 20 km entfernt in den Bergen lag, zu erreichen suchen. Den toten Kameraden konnte ich nicht mitnehmen. Um ihn aber bis zu meiner Rückkunft gegen die Angriffe der ekelhaften Hyänen und Schakale, die zu hunderten den Platz umschlichen, zu schützen, legte ich den Leichnam dicht neben den toten Löwen; ich wußte sicher, daß die Bestien nicht sich heranwagen würden, denn ihre Furcht selbst noch vor dem toten Wüstenkönig ist zu groß. —

Dann machte ich mich auf den Weg zur Kompagnie. Nach furchtbaren Mühsalen und völlig erschöpft, erreichte ich mit zerschundenen Knieen und blutendem Gesicht kurz vor Sonnen-Aufgang den Lagerplatz. Dem mir entgegentretenden wachhabenden Unteroffizier konnte ich nur noch sagen, was geschehen war, und ihm den Befehl erteilen, sofort eine Hilfsmannschaft nach der Unglücksstelle zu entsenden, — dann wurde es mir schwarz vor den Augen und ich sank bewußtlos in die Arme des Soldaten. — Die gehabte



Bu Hamara, Thronprätendent von Marokko.

furchtbare Aufregung und die übermenschlichen Anstrengungen hatten mich jetzt doch überwältigt. — —

Als ich am Abend aus meiner Ohnmacht erwachte, wurde mir die Ankunft des Leichenzuges, dem der tote Löwe vorausgetragen wurde, gemeldet. Als ich dann an dem einsamen Wüstengrabe des braven Legionärs stand, zog mir der Gedanke durch die Seele: „Er starb für Dich; — um eines Haares Breite wärst Du selbst an seiner Stelle gewesen.“ — —

Das war mein erster Löwe — einen zweiten habe ich nie geschossen. —



Fünfzehntes Kapitel.

Leutnant Boudins letzter Ritt.



Auf der ganzen Südstrecke, vom Fuße des Hohen Atlas bis zur weiten Alfa-Steppe Beni Gill, welche wir durchritten hatten, war vom Aufstand nichts zu bemerken. Der Herd desselben lag mehr nordwärts. Ich wählte daher zu meinem Rückzuge nicht den Weg, welchen wir gekommen waren, sondern wandte mich mit meiner Kompagnie direkt nach Norden.

Im Bewußtsein unserer Waffengewalt ritten wir wohlgemut, immer aber mit der nötigen Vorsicht, durch die öden Täler des Gebirges, bis wir nach wenigen Tagen die Ebene Nlad el Hadsch erreicht hatten. Wir befanden uns hier auf der uralten, großen Karawanenstraße, welche aus dem fruchtbaren Norden Marokkos durch die Sahara nach Timbuktu führt. Zwei Jahre zuvor bereits war ich mit einem kleinen französischen Expeditions-Korps in diesen Gegenden gewesen und hatte hier topographische Aufnahmen gemacht. Damals hatte ich an der Karawanenstraße alle 50 bis 60 Kilometer eine stark bevölkerte Duar gefunden; viele Tausend Kamele, mit reichen Schätzen beladen, waren an mir vorübergezogen; und auf den Lagerplätzen der Karawanen, die ich mit meinem Expeditions-Korps gern aufsuchte, entwickelte sich allabendlich ein recht orientalisches Leben voll Geschrei, Lust und Tamtam. Von dieser „Poesie der Wüste" fand ich heute nichts mehr. Der Aufstand,



Eine Straße in Algier.

den Bu Hamara im Lande entfacht hatte, hatte jetzt hier alles Leben vernichtet, allen Handel und Verkehr lahm gelegt. Ringsum starre Öde — wo vordem eine Duar gestanden, fanden wir nur noch verkohlte Reste und viele Hundert verstümmelter, halbverwester Leichen, von denen ein pestartiger Geruch über die ganze Gegend sich verbreitete, — kein Zelt, kein Strauch, — soweit die Blicke schweiften: nur Sand, furchtbarer, heißer Wüstensand und entsetzlicher Moderduft! — —

Bevor wir in die weite Ebene Nad el Hadsch kamen, hatten wir auf unserm Rekognoszierungsritt von dem marokkanischen Aufstand bisher wenig, eigentlich gar nichts gesehen, und doch waren die Verluste, die wir in unserer Kompagnie zu beklagen hatten, schon recht schwer. Außer 14 Mann, die den Strapazen erlegen waren, hatten wir den alten Sergeanten Drouet begraben. Große Sorge bereiteten mir die zahlreichen an Dysenterie Erkrankten. Eigentlich war die ganze Kompagnie krank. Ich selbst litt fortwährend an furchtbaren Kopfschmerzen, so daß ich wünschte, mein Schädel möge platzen, damit Luft hineinkomme. —

Tagelang schon hatte uns ein eigenartiger Pesthauch umweht, der uns fast erstickte. Was wir aber auch tun und so viel wir forschen mochten, so konnten wir doch die Ursache dieses entsetzlichen Leichengeruches nicht entdecken. Die Fälle von Erbrechen mehrten sich in der Kompagnie in erschreckender Weise. Nur langsam kamen wir vorwärts, denn uns und unseren Tieren fehlte in dieser sonnendurchglühten Pestatmosphäre bald die Kraft, auch nur den Kopf zu heben. Es schien, als ob die ganze Kompagnie vergiftet sei.

Als es endlich gar nicht mehr gehen wollte, faßte ich den Beschluß, kleine Patrouillen von 3 bis 4 Mann nach allen Richtungen auszuschicken, um der Ursache des schrecklichen Leichengeruchs nachzuspüren. Jede Patrouille sollte etwa 20 km weit gehen und dann zur Kompagnie, welche todesmatt in einer kleinen Oase lagerte, zurückkehren. Schon nach Verlauf von 3 Stunden kam die Patrouille, welche nach Norden geschickt war, im Galopp zurück. Bei meinem Zelte angekommen, stieg der Korporal ganz unvorschriftsmäßig langsam aus dem Sattel und kam auf mich zu.

Aber wie sah der arme Kerl aus! Er war bleich wie eine Leiche und schlotterte am ganzen Körper.

„Nun," fragte ich, ungehalten über dies unmilitärische Benehmen „was ist passiert? — Du machst ja ein Gesicht, als ob Du den leibhaftigen Satan gesehen hättest. — Also sprich!" —

„Da, da — Herr Leutnant," brachte er endlich heraus und deutete mit der Hand nach Norden, „da liegen sie!" —

„Wer liegt da?" fragte der neben mir stehende Leutnant Boudin.

„O — o! — Die Leichen — mindestens tausend tote Marokkaner!"

Ich hatte schon seit mehreren Tagen vermutet, daß der entsetzliche Verwesungsgeruch nur von einem Leichenfelde herrühren konnte. Wir hatten jetzt Gewißheit durch die Meldung des Korporals, und ein Seufzer der Erleichterung entstieg meiner Brust. Wir kämpften jetzt wenigstens nicht mehr gegen einen unsichtbaren Feind, der in wenigen Tagen, ohne daß wir uns dagegen hätten wehren können, mit unfehlbarer Sicherheit die ganze Kompagnie würde vernichtet haben. Wir hatten den Herd des Pesthauches gefunden, und ich konnte danach meine Dispositionen treffen.

Doch zuvor wollte ich mir das Totenfeld ansehen. Vier beherzte Unteroffiziere begleiteten mich. Je näher wir der Stätte kamen, desto scheußlicher wurde der Leichengeruch, so daß ich mehrmals willens war, auf eine Untersuchung zu verzichten und umzukehren. Doch der in jedem beherzten Menschen liegende unwiderstehliche Drang, etwas Unheimliches, Fürchterliches zu sehen, trieb uns vorwärts.

Und was wir nun erblickten — ich will keine detaillierte Schilderung davon geben —, war auch für unsere starken Soldatennerven bald zu viel! — Der Korporal hatte Recht: soweit das Auge reichte, war die ganze Ebene mit Leichen bedeckt, von denen ein unbeschreiblicher Pesthauch ausging. — Ich hatte bereits den Krieg und darin viel, sehr viel menschliches Elend gesehen, aber so viel Tote auf einem so engen Raum hatte ich selbst auf den mörderischen Kampffeldern in Dahome und auf Madagaskar nicht gefunden! Mehrere Rudel Hyänen, die an den Leichen ihr scheußliches Mahl hielten, ergriffen, aber erst nachdem wir einige Schüsse auf sie abgegeben hatten, sauchend die Flucht, und zahllose

Geier erhoben sich von der Totenstätte kreischend in die Luft empor, um kaum hundert Schritt von uns entfernt wiederum sich niederzulassen und ihren Fraß fortzusetzen. — —

Allmälig an den Anblick gewöhnt, überwanden wir bald die Scheu, die der Mensch nun einmal vor dem toten Menschen hat, und ritten langsam und schweigend über das große Leichenfeld. Aber es war doch fürchterlich! — Meiner Schätzung nach waren es mehr als 1000 Marokkaner, die, bereits fast alle von den Raubtieren angefressen und entstellt, mindestens 10 Tage schon auf dem Platze lagen. Hier hatte, den umherliegenden zahlreichen Pferdekadavern nach zu schließen, ein wütender Reiterkampf stattgefunden zwischen den Sultans-Truppen und den Rebellen des Bu Hamara. So weit es sich an den schon stark in Verwesung übergegangenen und zerfressenen Leichen feststellen ließ, fanden wir an denselben fast ausschließlich Hieb- und Stichwunden; nur ganz vereinzelt bemerkten wir Schußwunden. Vielen Körpern fehlte der Kopf. So sehr wir aber auch danach ausschauten, irgendwelche Waffen, Lanzen, Messer, Säbel oder Gewehre, fanden wir nicht; selbst die Kleider der Toten und das Sattelzeug der Pferde hatten die Sieger bis auf die letzte Schnalle mit sich genommen. Alle Leichen waren nackt, nur hier und da fand sich eine, die noch mit ein paar Lappen bedeckt war. Deshalb konnten wir, da auch die Truppen des Sultans, die hier im Süden Marokkos operierten, eine eigentliche Uniform nicht tragen und von den Rebellen außer in der Bewaffnung in nichts sich unterscheiden, nicht feststellen, auf wessen Seite die meisten Toten sich befanden und wer Sieger gewesen war.

Nachdem wir zur Kompagnie zurückgekehrt waren, erteilte ich den Befehl zum sofortigen Aufbruch. Da wir jetzt wußten, wo das Totenfeld lag, von dem der Leichengeruch emporstieg, ritten wir der Windrichtung entgegen direkt nach Nordosten. Die ganze Nacht hindurch wurde geritten. Die Luft wurde immer besser, und schon am andern Tage hatten wir die Genugtuung, daß die beängstigenden Brech-Erscheinungen in der Kompagnie abnahmen und schließlich ganz verschwanden. — —

Der wochenlange Anblick des gelben Wüstensandes stimmt das Gemüt melancholisch, ähnlich wie eine lange Seereise unter der Tropensonne. Dazu war die Sonnenhitze, welche von dem durchglühten Sandboden zurückstrahlte, so unerträglich, daß die Mannschaft meiner Kompagnie apathisch in sich zusammengesunken auf den trägen Eseln saß und froh war, wenn sie nach einem täglichen Ritt von 50 bis 60 km am Abend eine Etappe erreicht hatte und die müden Knochen ausruhen konnte.

Ein Tag verging so taten- und interesselos wie der andere. Nichts, seit wir uns von dem Aufruhrgebiet immer weiter entfernten, wollte sich ereignen, was imstande war, den Wagemut oder auch nur den Soldatenwitz meiner Legionäre herauszufordern. —

Am Abend nach einem heißen Tagesritt saßen Leutnant Boudin und ich vor unserm gemeinsamen Zelte. Wir gähnten uns gegenseitig an und starrten gelangweilt in den am westlichen Horizont verschwindenden blutroten Sonnenball. Alle Wünsche und Verwünschungen meines lebensfrohen, jungen Pariser Kameraden, den nur sein Leichtsinn und seine Tollheiten aus einem Pariser Regiment in die Fremdenlegion verschlagen hatten, halfen uns nicht über unser momentanes trauriges Dasein hinweg.

Boudin knurrte bereits den ganzen Abend etwas in sich hinein, was kein Mensch verstand. Nachdem er noch eine Zeitlang in der „neuesten“ Pariser Zeitung, welche bereits sechs Wochen in unserm Besitz war, herumgeschnüffelt hatte, warf er das Blatt plötzlich auf die Erde und richtete sich stramm auf.

„Ich gehe auf die Jagd!“ rief er entschlossen. „Willst Du mit?“

Ich war gerade dabei, mir eine frische Pfeife zu stopfen. Ich blickte überrascht meinen Kameraden an.

„Du willst hier wohl Sandflöhe schießen, Boudin?“ fragte ich ihn und wies mit der Pfeifenspitze auf die ringsum endlos scheinende Sandwüste. „Wenn Du aber dabei meiner Hilfe bedarfst, will ich Dich gern begleiten.“ —

Eine Viertelstunde später waren wir auf unseren Pferden aus dem Sehkreis des Lagers verschwunden. Nach der furchtbaren Hitze

des Tages, wir waren im August, strich jetzt eine wohltuende Kühle über die gewaltige Sandfläche. Der Lufthauch tat unserm durchglühten Körper wohl, und wir mäßigten den Gang unserer Pferde.

Der dicke, sonst so bequeme Boudin wurde immer mehr aufgeräumt: er blies mit Behagen den Rauch seiner Zigarette in die Luft und erzählte mir dabei, was er sonst nie getan hatte, die unglaublichsten Schnurren aus seiner Militärschulzeit von Saint-Cyr und gab die lustigsten Stücke seiner späteren Pariser Abenteuer zum besten, aus denen man erkennen konnte, was für ein loser Vogel er gewesen war. Sein Vater war Oberst eines Regiments in der Provinz und hatte, als der Bengel es gar zu bunt in Paris getrieben, dafür gesorgt, daß er „zur Abkühlung" nach Afrika geschickt wurde. —

Boudin stellte gerade Betrachtungen darüber an, daß ein Ritt im Boulogner Wäldchen doch eine ganz andere Sache sei, als unser heutiger Abendritt in der Sahara, — da schlug ein mattes Schreien einer menschlichen Stimme an unser Ohr. Fast gleichzeitig hielten wir mit einem Ruck unsere Pferde an und schauten uns verblüfft an. —

„Hast Du es auch gehört?" fragte Leutnant Boudin.

„Ja, es war mir, als ob ein Sterbender um Hilfe schrie. Die Stimme schien mir wie aus der Erde zu kommen," antwortete ich.

Wir horchten gespannt, doch nichts ließ sich mehr hören, — eine unheimliche Stille, die in der Ferne nur zuweilen durch das Geheul der Schakale und Hyänen, welche jetzt beim Anbruch der Nacht ihre Erdlöcher verließen, unterbrochen wurde, umfing uns. —

„Wir scheinen uns getäuscht zu haben," meinte Boudin. „Woher sollte auch in diese schreckliche Sandöde ein Mensch kommen? Vielleicht war es nur der Schrei einer jungen Hyäne." —

„Sonderbar," murmelte ich, noch immer gespannt horchend, „daß wir beide die unheimlichen Rufe gehört und beide sie für menschliche gehalten haben. Ich glaube kaum, daß hier bei unseren geübten, an jeden Wüstenlaut gewöhnten Ohren von einer Täuschung die Rede sein kann."

Nichts ließ sich mehr vernehmen, so sehr wir unser Gehör auch anstrengten. —

Über dem gelben Sande flimmerte das Mondlicht in tausend Reflexen, welche in der Wüste das Auge blenden und in einiger Entfernung die Umrisse aller Gegenstände tanzend erscheinen lassen. Tief in den Sand geduckt, schlich von Zeit zu Zeit lautlos und scheu ein Hyäne an uns vorüber. — —

Wir waren im Begriff, weiterzureiten, als wiederum, diesmal aber deutlich, menschliche Klagerufe an unser Ohr schlugen. Wir waren wie gebannt von diesen kläglichen Tönen in der schauerlichen Öde. Es klang auch jetzt wieder, als ob das Wimmern aus der Erde komme. Wir stiegen von den Pferden und begannen zu suchen, — wir suchten eine halbe Stunde lang und fanden nichts. Doch hörten wir von Zeit zu Zeit immer wieder die Klagerufe. Es war, als ob ein unsichtbarer Geist uns narrte! —

Schließlich feuerte ich einen Schuß aus meinem Gewehr ab, um dadurch, falls wirklich ein Mensch in unserer Nähe sein sollte, dessen Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Mein Schuß hatte die Wirkung, daß sofort hinter einem nahen Sandhügel ein ganzes Rudel Hyänen hervorbrach und nach allen Seiten hin auseinanderstob.

Wir eilten auf jene Stelle. Der Anblick, der uns hier sich bot, war ein so sonderbarer, daß es mehrerer Sekunden bedurfte, bevor wir uns von unserer Überraschung erholt hatten. — —

Vor uns, aus dem Sande heraus, ragte ein — Araberkopf, der uns mit großen, glühenden Augen anstarrte.

Als er unsere weißen Uniformen sah, erhob der im Sande Vergrabene ein herzzerreißendes Hilfegeschrei.

Boudin und ich lebten schon seit mehreren Jahren in der Sahara. Wir waren bereits gut vertraut mit den Sitten und Gebräuchen der hier lebenden Völkerstämme. Daher war uns die augenblickliche Situation sofort verständlich. Wir wußten, daß wir in dem im Sande Vergrabenen einen nach den hierzulande bestehenden Begriffen schweren Verbrecher vor uns hatten. —

Namentlich, wenn ein Stammesangehöriger an seinem Stamme Verrat geübt hat, dann ergreift man den Verräter, reitet mit ihm weit in die Wüste hinaus, entkleidet ihn hier vollständig, bindet ihm Hände und Füße fest zusammen und vergräbt ihn darauf bis



Im Hofe des Gouverneur-Palastes in Algier.

an den Hals in den Sand. Vor den aus dem heißen Sande hervorragenden Kopf stellt man, aber unerreichbar für den qualvoll Verschmachtenden, einen Krug mit Wasser hin und legt ein großes Stück Brot daneben. Dann verläßt man ihn. — Unter den glühenden Sonnenstrahlen, die mit unbarmherziger Wucht auf den unbedeckten Schädel herabbrennen, leidet der Verurteilte oft tagelang tausendfache Höllenqualen, geplagt von Durst und Hunger und geängstigt von den ihn umschleichenden Raubtieren. Anfangs erfüllt sein gellendes Angstgeschrei die Luft, doch nur das Geheul der Schakale und Hyänen antwortet ihm; niemand kommt, ihn aus seiner furchtbaren Not zu befreien. — Niemand darf den so bestraften Verräter befreien, wenn er nicht der gleichen Strafe verfallen will. An seinem Schicksal ändert sich nichts, selbst wenn er von einer zufällig vorüberziehenden Karawane noch lebend gefunden wird. Jedermann flieht den Ort und achtet das heilige Gesetz, welches den Verräter gerichtet hat. — Wenn dann nach den entsetzlichsten Qualen der Tod eingetreten ist, — dann kommen die Geier der Wüste: die Hyänen und Schakale, graben den Leichnam aus dem Sande heraus, um ihn unter wildem Geheul zu zerreißen und ihr scheußliches Mahl daran zu halten. — —

Obgleich wir nun wußten, daß der Mann vor uns nach den Gesetzen seiner Volksgenossen den Tod verdient hatte, so durften wir uns als Christen und Soldaten nicht an diese barbarische Sitte stören. Wir waren nicht Richter über den Verbrecher; wir fanden in ihm einen Unglücklichen, der unserer Hilfe bedurfte. —

Zuerst ließ ich den Kopf aus meiner mit Wein gefüllten Feldflasche trinken. Dann machten wir uns, Leutnant Boudin und ich, daran, den Körper aus dem Sande herauszugraben. Geeignetes Handwerkszeug besaßen wir nicht; die nicht leichte Arbeit mußte mit den Händen geschehen.

Während des Ausgrabens erfuhren wir von dem Marokkaner, der etwa 40 Jahre alt sein konnte, daß er den Sultans-Truppen als Spion und Führer gegen Bu Hamara gedient, und daß dieser ihn gefangen genommen und zur Strafe für seinen Verrat hier bereits seit zwei Tagen hatte eingraben lassen. Er selbst drängte

zur Eile und machte uns weiter die Mitteilung, daß ein Lager von mehreren Hundert Rebellen in der Nähe sei und daß allnächtlich ein Trupp derselben komme, um sich zu überzeugen, ob er noch an Ort und Stelle sei.

Wir erkannten aus diesen Mitteilungen, daß wir uns hier in der offensichtlichsten Gefahr befanden, von der Bande meines Freundes Bu Hamara gefangen genommen zu werden. Was in einem solchen Falle mit uns geschehen konnte, entzog sich vorläufig, da der Rebellenchef nicht unter ihnen weilte, unserer Berechnung. —

Wir arbeiteten, daß uns der Schweiß vom Gesicht perlte. Nach einer fast einstündigen Anstrengung gelang es uns endlich, den Bedauernswerten, der vollständig entkleidet war, aus seinem Grabe herauszuheben und in den Sand zu legen, denn stehen konnte der Ärmste, auch als wir die Stricke, mit denen seine Hände und Füße gefesselt waren, durchschnitten hatten, nach den erlittenen furchtbaren Qualen noch nicht.

Allen Dank wies Leutnant Boudin, um seine Rührung nicht zu zeigen, mit den groben Worten zurück: „Halts Maul, Bandit! Glaubst wohl gar, es sei eine Ehre für uns, hier Deine Bekanntschaft gemacht zu haben!" —

Der arme Kerl tat uns leid, wie er so hilflos im Sande lag und Gebete für uns murmelte. Es blieb uns nichts Anderes übrig, als ihn mit uns ins Lager zu nehmen. Wir überlegten, wie der Transport am besten sich werde bewerkstelligen lassen. Unser Lager war nur etwa 5 km entfernt. Ich hatte ihn kaum vor mir auf dem Pferde liegen, als er den Schreckensruf ausstieß:

„Da kommen sie!"

„Alle Teufel noch einmal!" fluchte ich und ließ den schweren Körper des Marokkaners schnell wieder vom Pferde in den Sand hinabgleiten. „Jetzt geht der Tanz los! — Zieh vom Leder, Boudin, und hau fest drauf!" —

Mein Zuruf war kaum nötig gewesen, denn Leutnant Boudin machte sich schon fertig zur Arbeit. Mir gelang es noch, zwei Raketen, deren ich stets einige bei mir führte, anzuzünden. Man mußte sie in unserm nicht zu fernen Lager zum Nachthimmel

emporsteigen sehen und die Leute meiner Kompagnie veranlassen, sofort zur Hilfe in den Sattel zu springen. —

Nicht lange dauerte es, und ein regelrechtes Reitergefecht entwickelte sich. Hageldicht sausten die Säbelhiebe nieder. Flinten und Revolver knatterten durch die stille Wüste, und der feine Sand stiebte unter den Hufen des keuchenden Pferdeknäuels meterhoch empor. Es war ein Glück, daß die Kerle vom Fechten keine Ahnung hatten und mit ihren langschaftigen Flinten so schlecht schossen! Wir konnten in dem Gedränge unsere Revolver besser verwenden. —

Schon nach wenigen Augenblicken bekamen wir etwas Luft, — denn vier der Angreifer wälzten sich mit ihren Pferden bereits am Boden. —

Bald blutete ich aus mehreren Wunden. Die Übermacht war zu groß. Ich fühlte meine Kraft allmälig erlahmen, meine Säbelhiebe pfiffen nicht mehr so elastisch durch die Luft, so daß ich mich bald darauf beschränken mußte, die Angriffe abzuwehren, statt, wie bisher, selbst anzugreifen.

Ein riesiger Kerl rief mir zu, ich solle mich ergeben.

„Dem Satan ergeb' ich mich!“ war meine Antwort, und im selben Augenblick hatte der Marokkaner eine Revolverkugel im Gesicht.

Auch Boudin schlug und schoß wie rasend um sich. Der sonst so bequeme, dicke Leutnant zeigte eine großartige Tapferkeit und Behendigkeit, die ich ihm nie zugetraut hätte. Ich sah, daß er sich in harter Bedrängnis befand und sprengte an seine Seite. In demselben Moment hieb er einen seiner Angreifer vom Pferde.

„So ists brav, Dicker!“ rief ich. „Noch ein paar solcher Hiebe — und das Kreuz der Ehrenlegion, wonach Du Dich schon so lange gesehnt hast, ist Dir sicher!“

„Danke! — traut mir mein Alter daheim gar nicht zu; würde ihm aber riesigen Spaß machen!“ brüllte er, wütend um sich hauend, zurück. „Aber diese braunen Rebellenhunde hängen mir das Ding verflixt hoch!“

Immer aufs neue drangen die braunen Bestien auf uns ein, und ich wurde besorgt um das Ende des ungleichen Kampfes. Wenn nicht

bald Hilfe kam, nützte uns alle Tapferkeit nichts mehr, — wir wurden überwältigt und waren verloren. —

In einem solchen Falle leistete dann die letzte Revolverkugel ihren Liebesdienst. Diese „letzte Kugel“ trägt jeder Offizier der Fremdenlegion, wenn er in den Kampf geht gegen die wilden Wüstenstämme, stets in der Tasche. Die Araber sowohl wie die Marokkaner kennen keine Gnade für einen Europäer, am allerwenigsten für einen Offizier oder Soldaten der Fremdenlegion, wenn er in ihre Hände gefallen ist. —

In der Hitze des Gefechts war ich schnell wieder von Boudins Seite gedrängt, hatte aber bald darauf das Vergnügen, wiederum einen der Rebellen vom Pferde herunterzuhauen. Plötzlich erhielt ich einen furchtbaren Hieb über den Kopf, daß mir fast die Sinne schwanden, ein heißer Blutstrom floß mir aus der Wunde durch das Gesicht. — Ich hob den Kopf und sah wie durch einen Schleier, daß Leutnant Boudin vom Pferde sank. — —

Eine namenlose Wut packte mich, und ich versuchte, mich auf die Stelle durchzuhauen, wo mein tapferer Kamerad gefallen war — — da erscholl ein hundertstimmiges Hurra! — Das war Hilfe in der höchsten Not! — Meine brave montée raste im Galopp heran, und schlug alles nieder, was von den Banditen noch auf den Beinen stand. — —

Leutnant Boudin, dessen tapfere Faust den Säbel noch fest umspannt hielt, lag regungslos und bleich im Sande — er war tot, in den Kopf geschossen von einer Rebellenkugel. — Der Marokkaner, welchen wir hatten retten wollen, lag mit gespaltenem Schädel auf derselben Stelle, wo ich ihn beim Angriff der Bande vom Sattel hatte heruntergleiten lassen. —

Als die Kompagnie den Tod ihres tapferen, geliebten Leutnants Boudin erfuhr, umdrängte sie mich mit wildem Rachegeschrei und verlangte mit Ungestüm, sofort zum Sturm auf das marokkanische Lager geführt zu werden.

Ich muß gestehen, daß echter Soldatenstolz meine Brust schwellte, als ich in diesem Augenblick durch das Blut, das mir vom Gesicht herabfloß, über meine Kompagnie hinwegblickte. Ich habe, so lange

ich diese tapfere Kompagnie zu führen die Ehre hatte, so manche wahre Freude an meinen Legionären erlebt. Die heutige Freude aber war, da ich die Absicht hatte, sobald wir in unserer Garnison angekommen waren, aus Rücksicht auf meine stark erschütterten Nerven meinen Abschied aus dem Dienste der Fremdenlegion zu nehmen und nach Deutschland zurückzukehren, nicht allein die letzte, sondern auch die größte. Das waren Soldaten, mit welchen ich alle Höllenschlünde gestürmt hätte! —

Noch in derselben Nacht suchten wir das marokkanische Lager auf. Wir überraschten die Rebellen so vollständig, daß wir nur geringen Widerstand fanden. Nur wenige entrannen dem entsetzlichen Blutbade, das meine erbitterten Legionäre unter ihnen anrichteten.

Der Tod des Leutnants Boudin wurde furchtbar gerächt! — —

Als dann am Morgen die Sonne über den Wüstenrand emporstieg, ritt die compagnie montée, Frankreichs bravste und tapferste Kompagnie, im Galopp mit dem begeisterten Rufe: „Vive la légion!“ über mehr als 300 Banditenleichen hinweg! —

C'est la petite guerre en Afrique!



